

[studien]

Ruth Vera Pelzer

HOME NOT SHELTER!

Gemeinsam leben statt getrennt wohnen

Gemeinsam leben statt getrennt wohnen?
Potentiale und Realitäten integrativer Wohnformen für Geflüchtete

[studien]

Ruth Vera Pelzer

HOME NOT SHELTER!

Gemeinsam leben statt getrennt wohnen

Gemeinsam leben statt getrennt wohnen?
Potentiale und Realitäten integrativer Wohnformen für Geflüchtete

Masterarbeit im Fach Interkulturelle Kommunikation
Ludwig-Maximilians-Universität München
Betreuer: Prof. Dr. Alois Moosmüller

Ludwig-Maximilians-Universität München

Fakultät für Kulturwissenschaften

Institut für Interkulturelle Kommunikation

Gemeinsam leben statt getrennt wohnen? Potentiale und Realitäten integrativer Wohnformen für Geflüchtete

Masterarbeit

im Studiengang Interkulturelle Kommunikation (Master of Arts)

Sommersemester 2017

Betreuer der Arbeit: Prof. Dr. Alois Moosmüller

vorgelegt von

Ruth Vera Pelzer

Danksagung

Ohne die Kooperation und Unterstützung von vielen Beteiligten wäre diese Masterarbeit nicht realisierbar gewesen. Mein Dank gilt insbesondere meinen InterviewpartnerInnen für ihre Offenheit und ihr Vertrauen. Ich hoffe, es ist mir gelungen, ihre Perspektiven in ihrem Sinne wiederzugeben. Vielen Dank auch an die Hans Sauer Stiftung für die Unterstützung der Masterarbeit und die Ermöglichung des Forschungsaufenthaltes in Wien. Ich danke außerdem den Verantwortlichen in den Projekten HAWI Wien und Kistlerhofstraße München für das mir entgegengebrachte Vertrauen. Prof. Moosmüller danke ich für die Betreuung der Masterarbeit und die großen Freiräume, die mir gelassen wurden.

Ich danke meinen Eltern für die Unterstützung während meines gesamten Studiums, welches mit der Abgabe der Masterarbeit ebenfalls zu Ende geht. Danke Johannes, für deinen moralischen und praktischen Beistand.

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	1
2 Forschungsfragen und Aufbau der Arbeit.....	2
3 Forschungsfeld	4
3.1 Die Situation junger Geflüchteter in Deutschland und Österreich	4
3.2 Die Projekte Kistlerhofstraße und HAWI als Forschungsfeld.....	5
3.2.1 Integrationsprojekt Kistlerhofstraße München	6
3.2.2 Projekt HAWI Wien.....	7
3.2.3 Übergeordnete Rahmenbedingungen.....	8
4 Theoretische Grundlagen	9
4.1 Der Begriff der Integration.....	9
4.2 Interethnische Kontakte und Integration	14
4.2.1 Sozialintegration und soziales Kapital.....	14
4.2.2 Entstehung interethnischer Beziehungen	16
4.2.3 Gemeinsames Wohnen als Opportunität interethnischen Kontakts	17
4.3 Barrieren und Chancen des interkulturellen Kontakts	18
5 Methodisches Vorgehen und Reflexion	23
5.1 Zugang zum Feld und beteiligte Akteure.....	23
5.2 Auswahl der InterviewpartnerInnen	24
5.3 Datenerhebung.....	24
5.4 Beziehung zu den InterviewpartnerInnen.....	26
5.5 Barrieren während der Interviews.....	26
5.6 Vorannahmen	27
6 Integratives Wohnen in der Praxis	28
6.1 Auswirkungen struktureller Gegebenheiten.....	28
6.1.1 Räumliche Struktur als Kontaktopportunität	28
6.1.2 Soziale Strukturen als Kontaktopportunität	31
6.1.3 Fluchtspezifische Belastungen	34
6.2 Kontakt und Beteiligung der BewohnerInnen	36
6.2.1 Motivation der BewohnerInnen	36
6.2.2 Alltägliche Intergruppenkontakte	38
6.2.3 Individuelles Engagement	40
6.3 Soziale Identitäten und Abgrenzungen.....	42
6.3.1 Studierende und Geflüchtete.....	42

6.3.2 „Gute“ und „schlechte“ MitbewohnerInnen.....	45
6.4 Dynamiken des Intergruppenkontakts	47
6.4.1 Konflikte und Annäherungen	48
6.4.2 Zwischengeschlechtliche Kontakte.....	50
7 Diskussion.....	53
Literaturverzeichnis	57

1 Einleitung

Bei der Ankunft vieler Geflüchteter in Europa im Spätsommer 2015 waren zahlreiche Städte und Kommunen damit überfordert, geeigneten Wohnraum zu finden. Geflüchtete mussten häufig monatelang in Erstaufnahmeeinrichtungen verbleiben. Mit dem Ziel der Integration dieser Menschen in die Gesellschaft des Zufluchtlandes bildeten sich jenseits von Gemeinschaftsunterkünften unterschiedliche Initiativen integrativen Wohnens. Unter Devisen wie „Integration bis unters Dach“ (Hoffnungsträger Stiftung 2017), „Building a Future together“ (Startblok Riekerhaven 2017) und „Home not Shelter! Gemeinsam leben statt getrennt wohnen“ (Pasel et al. 2016) entstanden Projekte, in denen Geflüchtete mit Einheimischen zusammenleben. Als erstes integratives Wohnheim für Geflüchtete und Studierende in Deutschland eröffnete der Verein Condrops im Herbst 2015 das Integrationsprojekt Kistlerhofstraße in München (Condrops 2017).

Den entstandenen Projekten scheint die Grundannahme gemein, dass die Integration von Geflüchteten durch den Kontakt zu Einheimischen gefördert werden kann. Der Begriff der Integration wird dabei ganz selbstverständlich verwendet und geht mit der Vorstellung eines lebhaften und kreativen Miteinanders einher. Unter dem Titel „Wie eine große Familie“ wird das Projekt Kistlerhofstraße in der Süddeutschen Zeitung folgendermaßen beschrieben: „Heitere Feste, Kochen mit vereinten Kräften, Konzertbesuche, [...] – Szenen eines bunten Gemeinschaftslebens“. Im Zusammenleben von SchülerInnen, Auszubildenden und Studierenden aus Deutschland und „verschiedenen Krisenländern“ gehe vieles „wie von selbst“ (Wolfram 2016).

Diese Sichtweise entsprach auch in etwa meinen eigenen Erwartungen, als ich im Herbst 2015 in dem oben genannten Integrationsprojekt Kistlerhofstraße eine Stelle als Sozialpädagogin antrat. Eine Erwartung, die schnell enttäuscht wurde, denn das Zusammenleben gestaltete sich nicht immer bunt und fröhlich. Nach einer, aus meiner Wahrnehmung, für alle Beteiligten aufregenden Kennenlern- und Eingewöhnungsphase entwickelte sich eine Alltagsroutine und ganz unterschiedliche Formen von Beziehungen, bis hin zu einem reinen Nebeneinander der BewohnerInnen mit und ohne Fluchthintergrund. Parallel zur Tätigkeit in dem Projekt begann ich mit dem Master in Interkultureller Kommunikation an der LMU München. Hier hatte ich die Möglichkeit, meine praktischen Erfahrungen zu reflektieren und mögliche Erklärungsansätze für Barrieren zu finden. Dass das Zusammenleben „wie von selbst“ (Wolfram 2016) funktionieren müsste, stellte ich immer mehr in Frage. Mein Ziel mit dieser Arbeit ist es deshalb, auf der Grundlage einer qualitativen Untersuchung, eine realistische Perspektive auf das Zusammenleben von Menschen mit und ohne Fluchthintergrund zu entwickeln.

2 Forschungsfragen und Aufbau der Arbeit

Um einen Einblick in den Alltag der BewohnerInnen integrativer Wohnprojekte zu bekommen, führte ich insgesamt 25 Interviews mit BewohnerInnen und MitarbeiterInnen der Wohnprojekte HAWI Wien und Kistlerhofstraße München. Die Zielgruppe der beiden Projekte sind junge Geflüchtete, die als Minderjährige und ohne Begleitung der Eltern nach Österreich und Deutschland kamen. Innerhalb der Projekte wohnen diese mit einheimischen und internationalen Studierenden zusammen. Ziel des Zusammenlebens ist die Integration der geflüchteten BewohnerInnen. Was dieses Ziel impliziert und inwiefern es erreicht wird, möchte ich auf der Grundlage der Interviews und teilnehmender Beobachtung aufzeigen. Meine zentrale Forschungsfrage lautet:

- Wie kann Integration verstanden werden und welchen Beitrag können die integrativen Wohnheime zur Integration Geflüchteter leisten?

Zur Annäherung an die Forschungsfrage untergliedere ich den Themenkomplex in folgende Leitfragen, die die Themenschwerpunkte der Interviews widerspiegeln:

- Welche institutionellen und strukturellen Rahmenbedingungen sind innerhalb der Projekte gegeben und wie wirken sich diese auf das soziale Miteinander aus?
- Welche Formen von Kontakt entstehen innerhalb der Wohnheime und wie bringen sich die BewohnerInnen persönlich ein?
- Wie nehmen sich die BewohnerInnen gegenseitig wahr und welche Formen von Gemeinschaft entstehen?
- Welche Konflikte treten auf und welche Wirkung haben diese?

Der Hauptteil der Arbeit gliedert sich in vier Kapitel. Um das Forschungsfeld besser einzuordnen, gebe ich in Kapitel 3 einen Überblick über die Lebenssituation junger Geflüchteter in Deutschland und Österreich und beschreibe die beiden untersuchten Wohnheime. In Kapitel 4 lege ich die theoretischen Grundlagen meiner Arbeit dar. Dabei setzte ich mich kritisch mit dem Integrationsbegriff auseinander und zeige mögliche Zusammenhänge zwischen der Integration Geflüchteter und dem Kontakt zu Einheimischen in gemeinsamen Wohnformen auf. In Kapitel 5 beschreibe und reflektiere ich das methodische Vorgehen, bevor in Kapitel 6 die Darstellung und Analyse der empirischen Ergebnisse erfolgt. In Abschnitt 6.1 werden die Auswirkungen struktureller und institutioneller Rahmenbedingungen auf das soziale Miteinander in den Wohnheimen dargestellt. Abschnitt 6.2 behandelt das soziale Miteinander und das individuelle Engagement innerhalb der Wohnheime. Daran anknüpfend stelle ich in Abschnitt 6.3 Kategorisierungen und Abgrenzungen vor, die die Interviewten vornahmen und beschreibe in Abschnitt 6.4 Konflikte und Dynamiken, die sich aus dem Kontakt zwischen BewohnerInnen mit und ohne Fluchterfahrung ergeben. Abschließend fasse ich die wesentlichen theoretischen und empirischen Ergebnisse der Arbeit in Kapitel 7 zusammen und diskutiere diese vor dem Hintergrund der Forschungsfrage.

Da bisher nur wenige Forschungsarbeiten zu Projekten mit jugendlichen Geflüchteten vorliegen (Gravelmann 2016: 52), möchte ich mit meiner Arbeit einen Beitrag zu diesem Diskurs leisten. Insbesondere integrative Wohnlösungen für Geflüchtete sind ein neuer Trend, der an verschiedenen Standorten weiterverfolgt wird (Hans Sauer Stiftung 2017; Hoffnungsträger Stiftung 2017; Startblok Riekerhaven 2017; Condrobs 2017). Mein Ziel mit dieser Arbeit ist es daher, eine Reflexionsbasis für bestehende und zukünftige Projekte anzubieten. Dabei liefere ich keine umfassende Analyse der untersuchten Projekte, sondern stelle exemplarisch die Perspektiven involvierter Personen dar, um auf *mögliche* Chancen und Herausforderungen des integrativen Wohnens aufmerksam zu machen.

3 Forschungsfeld

In diesem Kapitel gebe ich einen Überblick über mein Forschungsfeld. Beide Projekte richten sich an junge Geflüchtete, die vor dem Erreichen des 18. Lebensjahres ohne Begleitung der Sorgeberechtigten in das Aufnahmeland einreisen. Daher stelle ich zunächst die spezifische Situation dieser Zielgruppe dar. Anschließend beschreibe ich die Struktur und die Hintergründe der Projekte HAWI und Kistlerhofstraße.

3.1 Die Situation junger Geflüchteter in Deutschland und Österreich

Da mein Forschungsfeld sowohl ein Projekt in Österreich als auch in Deutschland umfasst, wird in diesem Abschnitt die Situation junger Geflüchteter in diesen Ländern dargestellt. Das Ziel ist dabei nicht die Gegenüberstellung der beiden Kontexte. Vielmehr möchte ich einen Einblick in die spezifische Lebenslage junger Geflüchteter geben. Dabei ergeben sich in Deutschland und Österreich ähnliche Problematiken.

Personen unter 18 Jahren, die ohne ihre Eltern aus ihrer Heimat geflüchtet sind oder diese auf der Flucht verloren haben und die keine EU-BürgerInnen sind, werden als unbegleitete minderjährige Flüchtlinge bezeichnet (Weeber und Gögercin 2014: 27). Für sie gelten mit der Einreise in die EU nach der UN-Kinderrechtskonvention die lokalen Jugendhilfestandards (ebd.: 28; Gravelmann 2016: 19f.). Das bedeutet, dass das Jugendamt für die Inobhutnahme minderjähriger Geflüchteter zuständig ist und in einem sogenannten Clearingverfahren den Betreuungsbedarf feststellt (Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2016: 23). Anschließend ist die Unterbringung in einer geeigneten Jugendhilfeeinrichtung vorgesehen (Gravelmann 2016: 48). In Deutschland ist darüber hinaus eine Verlängerung der Jugendhilfe bis zum 21. Lebensjahr nach §41 SGB VIII möglich. Über die Gewährung entscheidet das Jugendamt im Einzelfall (Feldtagebuch). In Österreich endet die Jugendhilfe mit dem 18. Lebensjahr. Ab diesem Zeitpunkt wird für die Unterbringung der Tagessatz für Erwachsene bezahlt, der für eine betreuungsintensive Jugendhilfeeinrichtung in der Regel nicht ausreicht (Asylkoordination Österreich 2017).

Der Großteil der unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten ist männlich (Gravelmann 2016: 19). Es handelt sich jedoch um eine sehr heterogene Gruppe hinsichtlich der nationalen Herkunft (Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2016: 23), der Fluchtursachen und Fluchterfahrungen, des sozialen und kulturellen Milieus sowie der Religionen und Sprachen (Gravelmann 2016: 14f.; Meißner 2003: 144). Hinzu kommen sehr unterschiedliche Bildungsbiographien in den Herkunftsländern (Boketta und Sachser 2012: 12). Dennoch wird davon ausgegangen, dass sich die Lebenslagen junger Geflüchteter in den Aufnahmeländern in wesentlichen Aspekten ähneln. Problematisiert wird vor allem die lange Wartezeit und der ungewisse Ausgang des Asylverfahrens (Fronek 2009: 205; Meißner 2003: 146; Weeber und Gögercin 2014: 29f.; Parusel 2015: 36f.). Unsichere Aufenthaltstitel und Zukunftsperspektiven stellen eine große psychische Belastung dar und schränken zudem die Teilhabe an der Gesellschaft, zum Beispiel durch Zugangsbarrieren zu Arbeit und Bildung, ein (Weeber und Gögercin 2014: 31f.). Hinzu kommen der Verlust

wichtiger Bezugspersonen und die Sorge um deren Sicherheit in den Herkunftsländern (Meißner 2003: 147). Neben Fluchtursachen wie Kriegen, Bürgerkriegen, Krisen und Armut (Parusel 2015: 33f.), kann es auch durch Erlebnisse auf der Flucht, die unsicheren Zukunftsperspektiven im Zufluchtsland und die Trennung von Bezugspersonen zu traumatischen Erfahrungen kommen (Gravelmann 2016: 122). Als Folge können posttraumatische Belastungsstörungen auftreten (ebd.: 123). Symptome äußern sich sowohl auf emotionaler Ebene (z.B. Angst, Traurigkeit), auf körperlicher Ebene (z.B. Übelkeit, Zittern), auf kognitiver Ebene (z.B. Konzentrationsschwierigkeiten, Grübeln) und auf der Verhaltensebene (z.B. Antriebsarmut, Aggressivität). Verfestigen sich die Belastungsstörungen, besteht das Risiko von Suchtmittelmissbrauch, Depression oder Persönlichkeitsstörungen (ebd.: 123). Wie viele unbegleitete minderjährige Geflüchtete von posttraumatischen Belastungsstörungen betroffen sind, ist unklar (ebd.: 121). Es wird davon ausgegangen, dass 20% – 80% psychische Auffälligkeiten zeigen (ebd.: 121).

In Deutschland haben minderjährige Geflüchtete grundsätzlich ein Recht auf einen Schulbesuch. Dieser wird jedoch in der Praxis insbesondere bei über Sechzehnjährigen nicht immer ermöglicht (Parusel 2009: 59f.). Wird eine Schule besucht, wird diese oft mit niedrigen Abschlüssen oder ohne Abschluss beendet. Hinzu kommen häufig unter dem Durchschnitt liegende Leistungen und die unsichere Bleibeperspektive, die den Einstieg in eine Berufsausbildung erschweren (ebd.). In Österreich bestehen vor Abschluss des Asylverfahrens für junge Menschen jenseits der Schulpflicht kaum Chancen auf einen Schul- oder Ausbildungsplatz (Fronek 2009: 207f.).

Zusammenfassend bewerte ich die Situation junger unbegleiteter Geflüchteter als prekär. Es besteht zwar bis zum 18. Lebensjahr ein Recht auf Unterstützungsleistungen der Jugendhilfe und damit auf eine bedarfsgerechte Betreuung und Unterbringung, jedoch ist unklar, wie es nach dem Überschreiten des 18. Lebensjahres weitergeht. Hinzu kommen die ungewisse Bleibeperspektive, die Trennung von Bezugspersonen sowie die unsicheren Zukunftsperspektiven hinsichtlich Bildung und Arbeit im Zufluchtsland als wesentliche Belastungen.

3.2 Die Projekte Kistlerhofstraße und HAWI als Forschungsfeld

Die Projekte Kistlerhofstraße und HAWI zeichnen sich durch ihren integrativen Charakter aus, denn junge Geflüchteten leben dort gemeinsam mit deutschen, österreichischen und internationalen Studierenden. Ziel dieser Herangehensweise ist insbesondere die Integration der Geflüchteten. Was das genau bedeutet und wie Integration mit dem Zusammenleben zusammenhängt, bleibt vage. Auf der Homepage von Condrops wird die Idee des Integrationsprojektes Kistlerhofstraße folgendermaßen beschrieben:

„Ziel des integrativen Wohnmodells ist, dass die jungen Flüchtlinge von Anfang an mit in Deutschland lebenden jungen Menschen in Berührung kommen, mit ihnen leben und von ihnen lernen. Die Integration wird deutlich erleichtert, während die interkulturelle Kompetenz der StudentInnen erhöht wird. In der Gemeinschaft erweitern die jungen Menschen den

eigenen Horizont, sie finden trotz anfänglicher Sprachbarrieren schnell Verständnis füreinander und lernen, Herausforderungen gemeinsam zu meistern“ (Condrobs 2017).

Es wird davon ausgegangen, dass durch das Zusammentreffen ganz automatisch Verständnis entsteht und dieses dann zur Integration auf Seiten der Geflüchteten und interkultureller Kompetenz auf Seiten der Studierenden beiträgt. Beide Begriffe werden nicht weiter definiert.

Das Projekt HAWI entstand aus der Initiative Home not Shelter!. Die Ziele und Grundsätze von Home not Shelter! wurden in einer Charta festgehalten. Auch hier ist die Integration Geflüchteter ein zentrales Ziel:

„Ziel ist es, über hochwertige Gestaltung, neue räumliche und soziale Formen des Zusammenlebens Integration zu fördern und gesellschaftliche Transformationen zu ermöglichen“ (Pasel et al 2016: C).

Dieses Ziel soll unter Einhaltung verschiedener Leitprinzipien verwirklicht werden, zu denen die heterogene Mischung von BewohnerInnen, die Förderung von Kontakt durch entsprechende Gelegenheitsstrukturen und die Partizipation der BewohnerInnen gehören (ebd.). Damit werden zwar Hinweise darauf gegeben, wie Integration erreicht werden soll, es bleibt jedoch offen, was damit grundsätzlich gemeint ist.

Im Folgenden beschreibe ich, wie die Idee der Integration durch Zusammenleben innerhalb der beiden Projekte umgesetzt wird, bevor ich mich in Kapitel 4 kritisch mit dem Integrationsbegriff auseinandersetze und Zusammenhänge zwischen Zusammenleben und Integration aufzeige.

3.2.1 Integrationsprojekt Kistlerhofstraße München

Das Integrationsprojekt Kistlerhofstraße wurde von Condrobs, einem bayernweit tätigen Träger sozialer Hilfsangebote, initiiert und wird als Jugendhilfeeinrichtung nach § 13,3 SGB VIII vom Jugendamt München finanziert. Das Projekt besteht seit September 2015 und ist seit Februar 2016 vollständig bezogen. Es befindet sich in einem sanierten und umgebauten Bürogebäude am Münchner Stadtrand. Insgesamt gibt es 61 Wohnplätze für minderjährige und junge volljährige Männer mit Fluchthintergrund, die wie weiter oben beschrieben den größten Anteil unter den jungen Geflüchteten ausmachen, und 42 weitere Wohnplätze für Studierende. Die geflüchteten Bewohner sind zwischen 16 und 21 Jahre alt und befinden sich teilweise noch im Asylverfahren. In anderen Fällen wurde das Asylverfahren bereits mit unterschiedlichen Ergebnissen abgeschlossen. Alle Bewohner mit Geflüchtetenstatus sind Jugendhilfeempfänger. Aufgrund von rechtlichen Bestimmungen müssen Studierende und Geflüchtete daher innerhalb des Gebäudes getrennt untergebracht werden. Es gibt einen Studierendentrakt in der einen Haushälfte und ein Geflüchtetenstrakt in der anderen Haushälfte. Insgesamt bestehen vier Wohngruppen auf Studierendenseite und sechs Wohngruppen auf Geflüchtetenenseite, die sich jeweils eine Wohnküche teilen. Die Zimmer der Studierenden sind darüber hinaus mit einem eigenen Bad ausgestattet, während die Geflüchteten Gemeinschaftsbäder in den Wohngruppen nutzen. Ein

Gemeinschaftsraum für alle BewohnerInnen ist in Planung, konnte bisher allerdings nicht realisiert werden.

Der Jugendhilfebereich des Projektes wird ganztägig von pädagogischen Fachkräften betreut. Die Maßnahme ist als Anschlussleistung an Erziehungshilfen konzipiert und soll die Verselbstständigung und die Integration auf dem Arbeitsmarkt ermöglichen. Im Konzept der Jugendhilfeeinrichtung werden die Studierenden nur am Rande erwähnt. In der Praxis sind diese jedoch nicht nur Mieter, sondern auch Angestellte: Zum Zeitpunkt der Erhebung waren 32 der 42 Studierenden innerhalb des Integrationsprojektes tätig (Feldtagebuch). Die Aufgabenbereiche der Angestellten beinhalten die Übernahme der täglich 24 Stunden besetzten Pforte im Eingangsbereich, Einzelnachhilfe, Hausaufgabenbetreuung und sogenannte Gruppendienste. Dabei übernehmen studentische BewohnerInnen feste Schichten in den Wohngruppen der Geflüchteten und begleiten diese zu Behörden und ÄrztInnen oder unterstützen bei Hausaufgaben und Bewerbungen (ebd.).

Die BewohnerInnen werden nach einer erfolgreichen Bewerbung für das Projekt zugelassen. Bei Geflüchteten ist eine Aufnahme nur unter der Voraussetzung der Jugendhilfeberechtigung und der Teilnahme an Schule oder Ausbildung möglich (ebd.). Außerdem wird eine relativ selbstständige Alltagsbewältigung vorausgesetzt. Bei den Studierenden ist die Motivation, sich in das Projekt einzubringen, eine Voraussetzung für einen Wohnplatz (ebd.).

3.2.2 Projekt HAWI Wien

Das Projekt HAWI besteht seit August 2016 als Zwischennutzung auf zwei Etagen eines fünfstöckigen Bürogebäudes am Stadtrand von Wien. Es ist im Rahmen der einleitend erwähnten Initiative Home not Shelter! in Zusammenarbeit von ArchitektInnen der TU Wien und der TU Berlin sowie der Hans Sauer Stiftung entstanden und geht auf ein Projekt der Architektur-Biennale 2016 in Venedig zurück. Träger der Einrichtung ist die Caritas Wien. Insgesamt bietet das Projekt HAWI 140 Wohnplätze. Davon gehen 45 Plätze an männliche unbegleitete minderjährige Geflüchtete, die in drei räumlich getrennten Wohngemeinschaften untergebracht sind und im Rahmen der Jugendhilfe betreut werden. Das Kernprojekt bezieht sich auf die weiteren 95 Plätze, von denen 65 Plätze für Studierende und 30 Plätze für junge volljährige Geflüchtete in Nachbetreuung eingeplant sind. Die Nachbetreuung ist ein Angebot, das die Caritas Wien für unbegleitete minderjährige Geflüchtete geschaffen hat, deren Anspruch auf Jugendhilfe mit dem Erreichen des 18. Lebensjahres erlischt. Die Betroffenen bekommen als Nachbetreute bis zum Abschluss des Asylverfahrens weiterhin pädagogische Unterstützung, wenn auch in weitaus geringerem Maße. Formale Voraussetzung für die Aufnahme der Nachbetreuten ist ein Schul-, Sprachkurs- oder Studienplatz und das laufende Asylverfahren. Mit Abschluss des Asylverfahrens haben die BewohnerInnen keinen Anspruch mehr auf einen Wohnplatz. In Ausnahmefällen können sie übergangsweise unter dem Studierendenstatus weiter in der Einrichtung HAWI bleiben. Anders als von den Projektverantwortlichen beabsichtigt, kamen zum Zeitpunkt der Erhebung viele studentische BewohnerInnen nicht aus Österreich, sondern aus umliegenden europäischen Ländern, wie Deutschland oder Italien.

Studierende und Nachbetreute teilen sich im HAWI einen Wohnbereich mit insgesamt vier Gemeinschaftsküchen, vier weiteren Aufenthaltsräumen, einem Fitnessraum und einem Lernzimmer. Die BewohnerInnen sind in Zwei- und Dreibettzimmern untergebracht. Diese sind nach Geschlechtern getrennt. BewohnerInnen mit und ohne Fluchthintergrund können sich hingegen Zimmer teilen. Die Zimmer konnten bei Interesse unter der Anleitung von ArchitekturstudentInnen der TU Wien selbst gestaltet werden. Derzeit sind alle Plätze für nachbetreute geflüchtete BewohnerInnen besetzt und es gibt bereits eine Warteliste. Für Studierende waren zum Erhebungszeitpunkt 31 der 65 Plätze vergeben, davon elf an ehemalige Nachbetreute. Die Leitung ging davon aus, dass die verbleibenden Studierendenplätze mit dem Beginn des nächsten Semesters belegt werden können.

Die Struktur der Projekte HAWI und Kistlerhofstraße hängt eng mit den übergeordneten Rahmenbedingungen des staatlichen Unterstützungssystems und der Betreiber der Projekte zusammen. Diese werden im nächsten Abschnitt dargestellt, um die Komplexität zu unterstreichen, innerhalb derer die Projektverantwortlichen agieren.

3.2.3 Übergeordnete Rahmenbedingungen

Sowohl das Projekt HAWI, als auch das Projekt Kistlerhofstraße sind Teil der Jugendhilfe. Betrieben werden die Projekte von den freien Trägern Condrobs und Caritas Wien, die für die geflüchteten BewohnerInnen entsprechende Tagessätze von den zuständigen Behörden erhalten. Zum einen sind die Projekte daher an die Interessen der Träger gebunden, die ihre Kosten decken müssen. Zum anderen bewegen sie sich als soziale Einrichtungen sowohl hinsichtlich rechtlicher Bestimmungen als auch hinsichtlich der Finanzierung innerhalb des Sozialgesetzes. Auf die gesetzlichen Rahmenbedingungen wird an dieser Stelle nur am Rande eingegangen, da deren detaillierte Beschreibung den Rahmen der Arbeit sprengen würde. Allerdings sollte beim Lesen der Arbeit berücksichtigt werden, dass beide Projekte keine völlig freien Initiativen sind, sondern innerhalb eines zum Teil sehr streng abgesteckten bürokratischen Rahmens agieren. Dieser beeinflusst Entscheidungen und Praktiken der Projektverantwortlichen wesentlich. So ist zum Beispiel die zusätzliche Aufnahme minderjähriger Geflüchteter im Projekt HAWI eine Frage der Finanzierung. Für die Nachbetreuung gibt es keine gesetzliche Grundlage, weshalb lediglich der Tagessatz für erwachsene Geflüchtete bezahlt wird. Da für Minderjährige höhere finanzielle Pauschalen für die Unterbringung und Betreuung angesetzt sind, müssen Minderjährige aufgenommen werden, um das Projekt zu finanzieren. Ebenso wurde das Projekt Kistlerhofstraße aus Gründen der gesetzlichen Zuständigkeit und Finanzierbarkeit als Jugendhilfeeinrichtung konzipiert. Aufgrund von Jugendhilfsvorgaben wiederum müssen Studierende und Geflüchtete in getrennten Wohnbereichen untergebracht werden. Darüber hinaus sind die Stellenumfänge und -profile der MitarbeiterInnen, die eingesetzt werden, durch die gesetzlichen Regelungen der Jugendhilfe genau festgelegt. Im Projekt Kistlerhofstraße gibt es neben der Jugendhilfe für die Geflüchteten keine Ressourcen, um die studentischen BewohnerInnen zu begleiten. Innerhalb dieses

engen Spielraums soll Kontakt zwischen jungen Menschen mit und ohne Fluchthintergrund entstehen. Wie zu Beginn des Abschnitts 3.2 beschrieben, ist die Grundannahme beider Projekte, dass die Integration Geflüchteter durch den Kontakt zu Einheimischen ermöglicht oder erleichtert wird. Integration kann allerdings als „Schlagwort“ (Riegel 2009: 23) betrachtet werden, mit dem ganz unterschiedliche Bedeutungen verbunden werden. Diese werden im Folgenden weiter ausgeführt.

4 Theoretische Grundlagen

Im vorliegenden Kapitel stelle ich die theoretischen Grundlagen dar, die zur Einordnung der empirischen Ergebnisse herangezogen wurden. Dabei erörtere ich in Abschnitt 4.1 zunächst den Integrationsbegriff und entwickle einen für meine Arbeit anwendbaren Begriff der Integration. In Abschnitt 4.2 stelle ich mögliche Zusammenhänge zwischen interethnischen Kontakten, wie sie durch die integrativen Wohnprojekte hergestellt werden sollen, und der sozialen Integration Geflüchteter dar. Anschließend gehe ich in Abschnitt 4.3 anhand der Theorie der sozialen Identität (Tajfel und Turner 1979), der Anxiety-Uncertainty-Theory (Gudykunst 1995) und der Kontakthypothese (Allport 1954; 1971) auf mögliche Entwicklungen interethnischer Beziehungen ein.

4.1 Der Begriff der Integration

Der Begriff der Integration ist im öffentlichen Diskurs allgegenwärtig, wenn es um das Thema Migration geht (Riegel 2009: 23f.). Er bleibt allerdings oftmals vage und unpräzise (ebd.; Fassmann 2007: 1; Schulte 2011: 59). Löffler (2011: 4) bezeichnet ihn als *Leerformel*, da er im öffentlichen und politischen Diskurs ganz selbstverständlich benutzt wird, ohne dass Einigung darüber besteht, was eigentlich gemeint ist. Die möglichen Implikationen weichen je nach Verständnis stark voneinander ab. Mal bedeutet Integration die rechtliche Gleichstellung unter der Voraussetzung kultureller Differenzen im Sinne einer strukturellen Integration, mal die ein- oder wechselseitige kulturelle Anpassung (ebd.: 5). Des Weiteren kann der Begriff der Integration sowohl einen Prozess, eine Zielvorstellung als auch einen Zustand beschreiben (ebd.: 12; Schulte 2011: 61). Prinzipiell lässt sich unterscheiden zwischen Systemintegration und Sozialintegration¹ (Löffler 2011: 12; Fassmann 2007: 1; Esser 2006: 7). Unter Systemintegration wird der gesellschaftliche Zusammenhalt verstanden (Löffler 2011: 12; Esser 2006: 7). Sozialintegration hingegen meint die Eingliederung eines Individuums in relevante gesellschaftliche Teilbereiche wie den Arbeitsmarkt, das Bildungssystem oder soziale Beziehungssysteme (ebd.: 68). Dem Kontakt zwischen MigrantInnen und Einheimischen wird sowohl auf der individuellen Ebene (Farwick 2007: 148; Esser 2001: 67), als auch auf der gesellschaftlichen Ebene (Cantle 2008; 2012; Hewstone 2015) eine große Bedeutung zugemessen. Da die Zielgruppe der untersuchten Projekte in erster Linie die jungen Geflüchteten sind, lege ich den Schwerpunkt meiner Arbeit auf die individuelle Sozialintegration. Es ist allerdings davon auszugehen, dass Sozialintegration und Systemintegration in einem engen Zusammenhang stehen (Esser 2001: 5, 8, 16; 2006: 9).

¹ Die Begriffe Sozialintegration und soziale Integration werden im Folgenden synonym verwendet.

Da jedes Individuum in einige soziale Systeme integriert ist und in andere nicht, ist Integration letztlich ein gradueller Begriff und lässt keine Unterscheidung von *integriert* und *nicht integriert* zu (Löffler 2011: 5; Fassmann 2007: 1f.). Außerdem beschränkt sich die Frage der Integration als „soziologisches Grundproblem“ (Löffler 2011: 5) nicht auf den Kontext von Migration. Kennzeichnend für diesen Zusammenhang ist allerdings die Diskussion, bis zu welchem Grad an „ethnisch-kultureller Differenz“ (ebd.: 68) eine gesellschaftliche Integration möglich sei (ebd.). Die wissenschaftlichen Konzepte von Integration reichen dabei vom Ideal der Assimilation als Angleichung kultureller Gruppen bis hin zum Ideal der multikulturellen Gesellschaft im Sinne eines Nebeneinanders verschiedener kultureller Gruppen (Löffler 2011: 4; Schulte 2011: 61ff.). Während beispielsweise Luft (2009) „ein gewisses Grad an Assimilation“ (ebd.: 264) als notwendige Voraussetzung für Integration sieht, lehnt Nick (2010) den Begriff der Integration vollkommen ab, da er zu sehr mit einer individuellen Anpassungsleistung assoziiert werde. Stattdessen rückt letzterer die von gesellschaftlichen Institutionen zu erbringende Leistung der „interkulturellen Öffnung“ (ebd.: 39) in den Vordergrund.

Wie weiter oben dargestellt, werden die Begriffe der Ethnizität und der Kultur häufig mit dem Begriff der Integration in Zusammenhang gebracht. Auch diese sind keineswegs eindeutig. Vertovec (2007: 1025) kritisiert, dass im Kontext von Migration Ethnizität häufig einfach mit Herkunft gleichgesetzt wird. Geisen (2009: 243ff.) hingegen beschreibt Ethnizität als ein Produkt aus Selbst- und Fremdzuschreibungen und somit als ein amorphes und ambivalentes Konstrukt:

„Unter den Bedingungen eines kulturell und sozial begründbaren und begründeten Konsens, der auf Zustimmung und Übereinkunft beruht, entsteht Ethnie als eine spezifische, sozial und kulturell begrenzte Form von Gemeinschaft, die auf geteilten, kollektiven (Wert-)Vorstellungen beruht“ (ebd.: 253).

Ethnische Gruppen beziehen sich auf kollektive Wertvorstellungen, die innerhalb von Beziehungsgeflechten „wie selbstverständlich entstehen“ (ebd.). Durch Vernetzung und Kommunikation herausgebildete kollektive Werte werden unter dem Begriff der Kultur zusammengefasst (Moosmüller 2009: 14). Die Begriffe der Ethnizität und der Kultur sind daher eng miteinander verbunden (Geisen 2009: 253). Entstehen kollektive Werte aufgrund der institutionellen Vernetzung innerhalb eines Staates, kann von nationalen Kulturen gesprochen werden (Moosmüller 2009: 15). Da sich Akteure in verschiedenen Netzwerken bewegen, sind sie Teil unterschiedlicher kultureller Gruppen und greifen kontextabhängig auf verschiedene Wertvorstellungen zurück (ebd.: 14f.). Vertovec (2007: 1024) betont mit dem Begriff „super-diversity“, dass neben Ethnizität oder nationalstaatlicher Herkunft zahlreiche weitere Faktoren wie das Geschlecht, das Alter sowie die rechtliche und berufliche Stellung relevant sein können. Daher greift eine einfache Kategorisierung nach ethnischen Gruppen zu kurz (ebd.: 1025). Vielmehr werden diese erst durch die Kategorisierung konstruiert:

„Integration ist damit auch immer als eine Praxis der Bestimmung und Sortierung und letztendlich auch eine Praxis der Ein- und Ausgrenzung zu betrachten. Über Integration werden Einteilungen begründbar: die Unterscheidung zwischen Innen und Außen, Wir und die

Anderen, den Einheimischen und den Ausländern, den Zugehörigen und Nicht-Zugehörigen, den Integrierten und Nicht-Integrierten“ (Riegel 2009: 24).

Diese Praxis der Sortierung wird sichtbar, wenn, wie im Falle des Integrationsprojektes Kistlerhofstraße, unterschieden wird zwischen Geflüchteten, deren Integration unterstützt wird, und Studierenden, die interkulturelle Kompetenz erwerben können (vgl. Abschnitt 3.2). Bibouche und Held (2009: 14) schlagen aus diesem Grund vor, anstelle eines Integrationsgrades auf sozialer, struktureller oder kultureller Ebene, die individuelle Kapitalausstattung in den Blick zu nehmen. Dies hat den Vorteil, dass kein bestimmtes „Integrationsziel“ (ebd.) vorgegeben wird. Sie beziehen sich damit auf Bourdieu (1983), der davon ausgeht, dass jeder Mensch über ein bestimmtes soziales, kulturelles, ökonomisches und symbolisches Kapital verfügt, anhand dessen sich seine Stellung in der Gesellschaft beschreiben lässt. Nach Bourdieu (1983: 186ff.) stehen die Kapitaltypen in engem Zusammenhang und lassen sich wie Waren und Geld ineinander umwandeln und tauschen. Auch Esser (2001; 2004; 2006; 2009) knüpft in seinem assimilationsorientierten Ansatz die in Abbildung 1 dargestellten Dimensionen der sozialen Integration an die Akkumulation von Kapital.

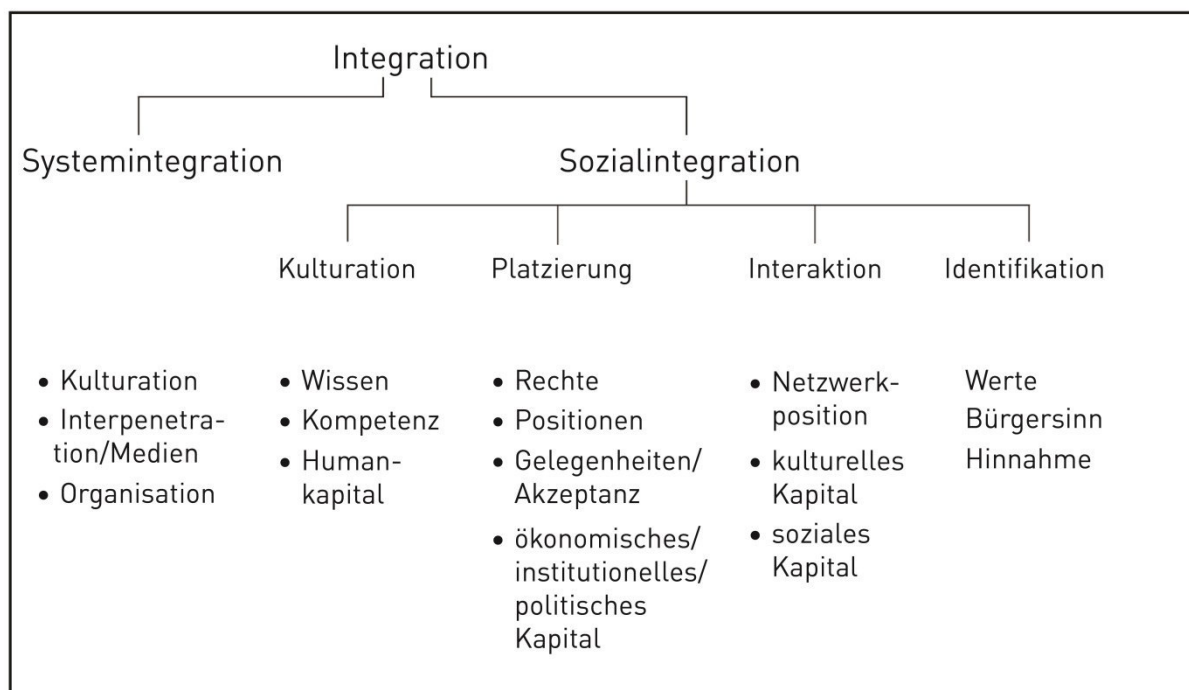


Abb. 1: Vier Dimensionen der Sozialintegration (eigene Darstellung nach Esser 2001: 16).

Dazu gehört der Erwerb von kulturellem Wissen und Kompetenzen, wie beispielsweise die Sprache als kulturelles Kapital (Esser 2001: 8f.), die Herausbildung sozialer Beziehungen als soziales Kapital (ebd.: 10f.) und die Teilhabe an politischen und ökonomischen Systemen wie dem Arbeits- und Wohnungsmarkt über die sogenannte Platzierung (ebd.: 9f.). Letztere bezeichnet Esser als „Schlüssel für jede nachhaltige Sozialintegration“ (ebd.: 10). Die Dimensionen der sozialen Integration stehen miteinander in Wechselwirkung. Esser gibt hierfür das Beispiel des Spracherwerbs. Auch wenn dieser der kulturellen Dimension zuzuordnen ist,

wirkt er sich direkt auf die anderen Dimensionen aus. So erleichtert die Beherrschung der Landessprache die Aufnahme sozialer Beziehungen und die Inklusion in den Arbeitsmarkt, was wiederum den Spracherwerb erleichtert (Esser 2006: 8).

Die Investition in Kapitalien beschreibt Esser als Kosten-Nutzen-Kalkül. Ziel aller Investitionen ist in der Regel die Verbesserung des Lebensstandards (ebd.: 10). Prinzipiell gebe es dabei für MigrantInnen zwei Optionen: Während die Hinwendung zu ethnischen Gruppen den Erhalt von herkunftsbezogenem Kapital ermöglicht, erfordert die Hinwendung zur Aufnahmegesellschaft die riskante, aber vielversprechende Aneignung von neuem Kapital (Esser 2009: 360f.). Letztere beschreibt Esser mit dem Begriff der Assimilation. Im Vordergrund steht dabei die strukturelle Assimilation, also das „Verschwinden der systematischen Unterschiede zwischen den verschiedenen Gruppen“ (Esser 2001: 73f.) hinsichtlich der Verteilung von Gütern wie Bildung und Einkommen (ebd.). Diese sei durchaus mit verschiedenen kulturellen Lebensstilen vereinbar, sofern sie nicht im Widerspruch zu einer erfolgreichen Platzierung stehen (Esser 2004: 52). Aufgrund der Zusammenhänge zwischen Platzierung, Kulturation und Interaktion müssen für eine erfolgreiche Platzierung in der Regel jedoch auch in den anderen Dimensionen assimilative Handlungen vorgenommen werden (Esser 2004: 57; 2006: 9). Diese sind – auch im Interesse von MigrantInnen – die logische Konsequenz, die sich aus dem Ziel des sozialen Aufstiegs ergibt (Esser 2004: 58).

„Alles dreht sich letztlich um die Eigenschaften und Investitionen, die zur strukturellen Assimilation beitragen und (Status-)Inkonsistenzen in Hinsicht auf die anderen Dimensionen sind entweder bedeutungslos oder wirken im Hintergrund, speziell des Platzierungsgeschehens“ (ebd.: 48).

Neben den ökonomischen Bestrebungen von MigrantInnen verweist Esser auf die Rolle der sozialen Bedingungen (Esser 2006: 10). Dazu gehören einerseits individuelle Voraussetzungen wie der Bildungsstand und das Einreisearcher, andererseits die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen im Aufnahmeland (ebd.; Esser 2001: 24f.).

„Zu der für die strukturelle Assimilation nötigen Akkulturation in den institutionell und ökonomisch bedeutsamen Fertigkeiten muss es dann aber freilich auch die Möglichkeiten geben. Gerade der Spracherwerb – als Schlüssel für alle weiteren Prozesse der System- und Sozialintegration – ist an die Verfügung über regelmäßige, eher beiläufige und alltägliche *Gelegenheiten* interethnischer Kontakte gebunden“ (Esser 2001: 67, H.i.O.).

Bibouche und Held (2009: 18) betonen, ebenso wie Esser (2001: 74), die zeitliche Dimension von Integration. Diese erstreckt sich im Normalfall über mehrere Generationen. In der Praxis bestehen diesbezüglich insbesondere bei Integrationsprojekten häufig unrealistische Erwartungen (Bibouche und Held 2009: 18). Hinzu kommt die Flexibilisierung der Lebensführung, die es erschwert, in einem bestimmten Kontext Kapital zu akkumulieren (ebd.: 15f.). Die Aussicht, immer wieder „von Vorne“ (ebd.: 16) anfangen zu müssen, führt dazu, dass eine Eingliederung „nur in Ansätzen stattfinden kann“ (ebd.). Dies gilt sicherlich für die in Abschnitt 3.1 geschilderte Situation junger Geflüchteter, die weder wissen, ob ihr Asylantrag

anerkannt wird, noch, wie sich die Situation in den Zufluchts- und Herkunftsländern weiterentwickelt.

Während Esser (2009: 363) der Akkumulation von herkunftsbezogenem Kapital eine negative oder neutrale Bedeutung für die soziale Integration in die Aufnahmegesellschaft zumisst, betont Berry (2006b: 51) aus psychologischer Perspektive die Bedeutung ethnischer Gruppen als Ressource. Dem Ideal der Assimilation bei Esser steht bei Berry das Ideal der Integration gegenüber. Integration bei Berry bedeutet die Teilhabe an der Aufnahmegesellschaft unter Beibehaltung einer herkunftsbezogenen kulturellen Identität (2006a: 35). Die Migrationssituation ist zunächst eine Stresserfahrung (Berry 2006b: 43f.). Diese wird im Laufe des sogenannten Akkulturationsprozesses (ebd.: 53) durch Anpassungen auf soziokultureller und psychologischer Ebene bewältigt (ebd.). Dabei können einerseits neue Möglichkeitsräume entstehen, andererseits kann es zu Einschränkungen und negativen Erfahrungen kommen (ebd.: 43f.). Können migrationsbedingte Anforderungen langfristig nicht bewältigt werden, kommt es zu negativen Auswirkungen im physiologischen und emotionalen Bereich, bis hin zu Angststörungen und Depressionen (ebd.: 47f.). Auch wenn, wie von Esser angenommen, das kulturelle Wissen und der interkulturelle Kontakt ausschlaggebend für die soziokulturelle Anpassung sind (ebd.: 53), ist der Rückhalt der ethnischen Gruppe ein wichtiger Faktor für das psychologische Wohlbefinden (Phinney et al. 2006: 219). Während bei Esser (2004) also Integration nur durch Assimilation und somit durch die Auflösung von Gruppengrenzen möglich ist, unterscheidet Berry (2006a) zwischen Assimilation und Integration. Integration bedeutet hier die gesellschaftliche Teilhabe unter Beibehaltung ethnischer Identitäten (ebd.).

Im Folgenden verstehe ich Integration als Sozialintegration in die Aufnahmegesellschaft, möchte allerdings den Begriff der Sozialintegration nach Esser angelehnt an Berry modifizieren. Unter Berücksichtigung der Zeitdimension und der Vielzahl an Netzwerken, an denen Personen potentiell teilhaben können, halte ich die Unterscheidung von *integriert* und *nicht integriert* als zwei Zustände für obsolet (vgl. Fassmann 2007: 1f.). Wie von Bibouche und Held (2009) vorgeschlagen, knüpfe ich daher Integration an das Vorhandensein von (in der Aufnahmegesellschaft auch einsetzbarem) sozialem, kulturellem, ökonomischem und symbolischem Kapital. Inwiefern neben dem aufnahmegesellschaftsspezifischem Kapital auch herkunftsbezogenes Kapital gepflegt wird, hängt meines Erachtens vom individuellen Kontext ab und kann nicht pauschal als Hindernis (Esser 2009: 374) oder Bereicherung (Berry 2006: 51f.) betrachtet werden. Integration und Assimilation sehe ich daher als ein Kontinuum an, auf dem neben den aufnahmegesellschaftsspezifischen Ressourcen in unterschiedlichem Ausmaß auf herkunftsspezifische Ressourcen zurückgegriffen wird. Neben den größeren Spielräumen hinsichtlich der Interpretation von ‚erfolgreicher‘ Integration jenseits von Assimilation, bietet Berry durch seine psychologische Perspektive eine wichtige Ergänzung. Unter Berücksichtigung der psychischen Belastung, die die Migrationssituation darstellen kann, gehe ich davon aus, dass Entscheidungen nicht auf der Basis von einfachen Kosten-Nutzen-Abwägungen getroffen werden (vgl.

Esser 2006: 10), sondern darüber hinaus psychologische Faktoren eine Rolle spielen. Dieser Aspekt ist insbesondere vor dem Hintergrund der prekären Situation junger Geflüchteter zu berücksichtigen (vgl. Abschnitt 3.1).

Setzt man Integration mit dem Erwerb von Kapital in Verbindung, stellt sich die Frage, inwiefern die integrativen Wohnprojekte den Kapitalerwerb der jungen Geflüchteten ermöglichen und unterstützen können. Sowohl Esser (2001: 9ff.) als auch Berry (2006a: 35) betonen die Bedeutung sozialer Beziehungen zu Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft für die Integration. Auch Bibouche und Held (2009: 14f.) beschreiben diese als wichtigen Faktor für den Erwerb von aufnahmegesellschaftsspezifischem kulturellem Kapital und letztlich auch für die strukturelle Integration. Da integrative Wohnformen potentielle Gelegenheitsstrukturen für diesen Kontakt bieten, erläutere ich im Folgenden die Zusammenhänge zwischen interethnischen Beziehungen und der sozialen Integration der Eingewanderten.

4.2 Interethnische Kontakte und Integration

Wie in Abschnitt 4.1 dargestellt, lässt sich ein Zusammenhang zwischen Integration und der Akkumulation von Kapital herstellen. Da integrative Wohnheime Orte sind, an denen potentiell soziale Beziehungen und somit soziales Kapital entsteht, gehe ich in Abschnitt 4.2.1 genauer auf den Begriff des sozialen Kapitals ein. Anschließend beschreibe ich in Abschnitt 4.2.2 die Entstehungsmechanismen sozialer Beziehungen und untersuche in Abschnitt 4.2.3 das Wohnumfeld als einen Entstehungskontext.

4.2.1 Sozialintegration und soziales Kapital

Wie in Abschnitt 4.1 beschrieben, liegt das soziale Kapital sozialen Beziehungen inne. Bourdieu (1983) definiert das soziale Kapital als

„die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“ (ebd.: 6).

Ähnlich wie beim Begriff der Integration lässt sich auch beim sozialen Kapital eine individuelle Ebene und eine Systemebene unterscheiden. Soziales Kapital liegt nach Bourdieus Definition sowohl in persönlichen Beziehungen als auch in der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe (vgl. Schobin et al. 2016: 68f.). Esser unterscheidet gleichermaßen zwischen Beziehungskapital (2000: 241) und Systemkapital (ebd.: 256). Ersteres ermöglicht den Zugriff auf die Netzwerke und Ressourcen von Kontaktpersonen und basiert in der Regel auf Vertrauen und Reziprozität (ebd.: 247ff.). Das Systemkapital hingegen ist ein kollektives Gut und basiert auf geteilten und sanktionierten Normen innerhalb eines sozialen Systems (ebd.). Im Gegenteil zum Beziehungskapital, in welches Akteure individuell investieren können, entzieht sich das Systemkapital dem individuellen Einfluss (Esser 2008: 41).

In den wissenschaftlichen Ansätzen zu sozialem Kapital wird mal der individuelle, mal der kollektive Aspekt mehr betont (vgl. Esser 2008: 24; Haug 2007: 86f.).

Während der Schwerpunkt bei Bourdieu beispielsweise auf dem individuellen *Besitz* von sozialem Kapital liegt, konzipiert Putnam (2000: 19) dieses auf der kollektiven Ebene. Da ich im Rahmen dieser Arbeit die Zusammenhänge des Zusammenlebens und der sozialen Integration der BewohnerInnen untersuche, wird im Folgenden soziales Kapital im Sinne von individuellem Beziehungskapital verstanden.

Je nach Stärke von sozialen Beziehungen ergeben sich unterschiedliche Vorteile für das soziale Kapital. Diese misst sich an dem Zeitaufwand, der emotionalen Nähe, dem Maß an gegenseitigem Vertrauen und dem Maß an gegenseitigen Gefälligkeiten (Granovetter 1973: 1361). Auf dieser Grundlage unterscheidet Granovetter (1973) zwischen *strong ties* und *weak ties*. Während schwache Beziehungen die Streuung des sozialen Kapitals über unterschiedliche Netzwerke und somit den Zugriff auf eine breite Palette an Informationen ermöglichen, implizieren starke Beziehungen eine höhere Einsatzbereitschaft der BeziehungspartnerInnen (Esser 2008: 36).

Wie von Esser (2009: 360ff.) dargestellt, kann soziales Kapital sowohl innerhalb als auch außerhalb von ethnischen Netzwerken mobilisiert werden. Haug (2007: 100) unterscheidet zwischen herkunfts- und aufnahmelandsspezifischem sozialem Kapital. Sie räumt dem herkunftslandsspezifischen sozialen Kapital, welches durch Beziehungen zu Verwandten oder Personen derselben Herkunft entsteht, eine wichtige Rolle für die sogenannte Binnenintegration ein (ebd.). Das bedeutet, dass ethnische Netzwerke den Zugriff auf Ressourcen ermöglichen und als Unterstützungssysteme herangezogen werden können (ebd.: 97f.). Die Beschränkung der Kontakte auf ein ethnisches Netzwerk schränkt allerdings gleichzeitig den Zugriff auf die Ressourcen der Aufnahmegesellschaft ein (ebd.: 100). Bezogen auf die Sozialintegration von Eingewanderten können interethnische Beziehungen beispielsweise das Erlernen der nationalen Sprache erleichtern (Esser 2006: 8) oder den Zugang zum Arbeits- und Wohnungsmarkt ermöglichen (Farwick 2009: 281ff.).

„Generell kann das soziale Kapital durch die Ressourcen, über die die Kontaktperson verfügt, und die Beziehungsstärke gemessen werden. Innerhalb der ethnischen Gemeinschaft ist zwar das Vertrauen und ein hoher Verpflichtungsgrad vorhanden, in geschlossenen Netzwerken können aber nur begrenzt Ressourcen vorhanden sein, z.B. Beschäftigungsmöglichkeiten innerhalb der ethnischen Nischenökonomie und die Informationen sind redundant, so dass die zu verteilenden Ressourcen geringer sind. Andererseits ist bei interethnischen Kontakten zu Deutschen der Grad der sozialen Kontrolle und sozialen Verpflichtung geringer, und somit auch die Wahrscheinlichkeit, an aufnahmelandsspezifische Ressourcen zu gelangen“ (Haug 2007: 105).

Damit verweist Haug bereits darauf, dass engere Beziehungen häufig innerhalb ethnischer Netzwerke entstehen (vgl. Esser 1990: 192ff., 205). Dies konnten auch Petermann und Schönwälder (2013) in einer Studie zu interethnischen Beziehungen der deutschen Bevölkerung bestätigen. Ein Großteil der Deutschen hat zwar Kontakt zu Personen mit Migrationshintergrund, allerdings sinkt die Anzahl deutlich bei engen Beziehungen (ebd.: 512f.). Dies ist problematisch, da besonders enge interethnische Beziehungen, wie beispielsweise Freundschaften, als wichtiger Faktor für die soziale Integration von MigrantInnen betrachtet werden (Farwick 2007:

148). Die Entstehungskontexte interethnischer Beziehungen untersuche ich im folgenden Abschnitt.

4.2.2 Entstehung interethnischer Beziehungen

Eine Übersicht über theoretische Ansätze der Freundschaftsbildung gibt Wolf (1996: 61ff.). Ausgangspunkt ist meist die empirisch nachgewiesene Homogenität² von Freundschaften (ebd.: 91). Diese bezieht sich nach McPherson et al. (2001: 419ff.) sowohl auf soziodemographische Zugehörigkeiten wie Alter, Geschlecht, Ethnizität oder soziale Klasse, als auch auf Verhaltensweisen und Einstellungen.

Die Homogenität von Beziehungen lässt sich prinzipiell über die individuellen Entscheidungen der Akteure (z.B. Lazarsfeld und Merton 1954) oder über die Entstehungskontexte von Freundschaften (z.B. Feld 1981) erklären (vgl. Wolf 1996: 61f.). Hinzu kommen Ansätze, die beide Aspekte miteinander verbinden (ebd.). Von einem Zusammenspiel sozialstruktureller Gegebenheiten und individueller Präferenzen geht beispielsweise Verbrugge (1977) aus, der die Entstehung sozialer Beziehungen als zweistufigen Prozess nachzeichnet. Zunächst suchen Personen aufgrund von bestimmten Eigenschaften und Zugehörigkeiten bestimmte Orte auf, an denen potentiell Begegnungen stattfinden können (*meeting*):

“The most plausible principles for meeting are status-homogeneity and spatial proximity. Strangers with similar social roles and beliefs are more likely to be in the same place at the same time, than those with different roles and beliefs. Also, people whose daily rounds intersect are more likely to become acquaintances than others” (ebd.: 577).

Kommt es aufgrund von ähnlichen sozialen Rollen und Einstellungen zu einem Treffen, wird das Eingehen einer Beziehung (*mating*) erst möglich.

„While meeting depends on opportunities, mating depends on both attraction and opportunities. How readily an acquaintance is converted to close friendship depends on how attractive two people find each other and how easily they can get together” (ebd.).

Nicht nur die Chancen des *meeting* steigen mit der Ähnlichkeit der Akteure, sondern auch die Chancen des *mating*. Denn nach Verbrugge (ebd.) steigt die Attraktivität von InteraktionspartnerInnen mit den Übereinstimmungen in wesentlichen Einstellungen, welche wiederum abhängig von sozialen Rollen sind.

Wie Verbrugge (1977) betrachten auch Petermann und Schönwälder (2014: 500) und McPherson et al. (2001: 429) die Bildung homogener Netzwerke als ein komplexes Produkt aus Gelegenheitsstrukturen, individuellen Eigenschaften und persönlichen Präferenzen. McPherson et al. kommen zu dem Ergebnis, dass vor allem strukturelle Faktoren maßgeblich sind (ebd.: 435). Entscheidend sei die Verfügbarkeit von geographisch nahen Personen, mit denen die Kontaktaufnahme und -aufrechterhaltung wenig Aufwand erfordert. Dies prägt die Frequenz des Kontakts und dessen Relevanz in den verschiedenen Lebensbereichen (ebd.: 430). Da sozial strukturierte, geographische Orte wie Arbeitsplätze, Schulen und

² Synonym wird der Begriff der Homophilie verwendet (McPherson et al. 2001). Schobin et al. (2016: 117) plädieren allerdings dafür, den wertfreien Begriff der Homogenität zu benutzen, da der Begriff der Homophilie bereits eine Ursache impliziert.

Nachbarschaften eine wichtige Rolle bei der Bildung von Freundschaften spielen, begünstigen sie die Homogenität von Netzwerken (ebd.: 430ff.). Neben den strukturellen Ursachen sehen die Autoren auch kulturelle Gründe für die Homogenität von Beziehungen. Menschen, die auf geteiltes Wissen zurückgreifen, können leichter miteinander kommunizieren und teilen einen ähnlichen Geschmack (ebd.: 435). Dies führt unter anderem dazu, dass heterogene Kontakte, insbesondere bei strukturellen Hindernissen, leichter abgebrochen werden (ebd.: 436).

Ähnlichkeit ist nicht nur als Voraussetzung, sondern auch als Ergebnis von Beziehungen denkbar (Schobin et al. 2016: 126). Den Effekt der gegenseitigen Beeinflussung bezeichnen Reinders et al. (2005) für Jugendfreundschaften als Ko-Kulturation. Ausgehend von den Grundsätzen der Gleichheit und Freiwilligkeit in Peer-Beziehungen kommt es bei heterogenen Beziehungen zu einer gleichberechtigten Neuaushandlung von Werten und somit zu einer Annäherung (ebd.: 141). Sie verweisen damit auf die Prozesshaftigkeit von Kultur als „Produkt“ (Moosmüller und Möller-Kiero 2014: 16) von Kommunikation. Differenzen verursachen Verunsicherungen und können so Anpassungsprozesse anregen. Auf diese Weise entstehen neue, gemeinsame Kommunikationsregeln (ebd.).

In Summe ist davon auszugehen, dass Begegnungsgelegenheiten die Voraussetzung für die Entstehung interethnischer Freundschaften sind (*meeting*). Werden Differenzen festgestellt, können diese den Beziehungsaufbau (*mating*) erschweren. Andererseits verändern sich Grenzen im Kontakt durch Neuaushandlungen und gegenseitige Anpassung. Im folgenden Abschnitt betrachte ich die Besonderheiten des integrativen Wohnens als Kontaktopportunität.

4.2.3 Gemeinsames Wohnen als Opportunität interethnischen Kontakts

Die Projekte HAWI und Kistlerhofstraße zeichnen sich dadurch aus, dass Menschen mit und ohne Fluchthintergrund an einem gemeinsamen Ort leben. Dieser kann als eine Opportunität (*meeting*) für die Entstehung interethnischer Beziehungen betrachtet werden. Auch wenn die Bedeutung der geographischen Nähe mit zunehmender Mobilität abnimmt (Farwick 2007: 154f.), findet ein Großteil der spontanen und regelmäßigen sozialen Interaktionen im näheren Umfeld statt (Petermann und Schönwälder 2014: 503f.). Insbesondere der Wohnort spielt dabei eine wichtige Rolle (ebd.). Allerdings konnten Petermann und Schönwälder (2014) keinen Zusammenhang zwischen der Diversität der Nachbarschaften und Städte und der Herausbildung interethnischer Beziehungen feststellen (ebd.: 514f.). Ein Einfluss konnte lediglich für oberflächlichere Interaktionen im Alltag nachgewiesen werden (ebd.: 508f.). Die Autoren vermuten, dass der Wohnort neben anderen Kontexten wie Arbeit, bereits bestehenden Beziehungen oder Vereinen nur eine untergeordnete Rolle für die Herausbildung von Freundschaften spielt (ebd.: 516). Außerdem ist nicht die Zusammensetzung der Nachbarschaft, sondern die tatsächlichen Begegnungsmöglichkeiten innerhalb des geographischen Kontexts ausschlaggebend:

“Apparently, the social context with the opportunities it presents is more important for the network composition than the spatial context. The latter impacts on cross-group contacts, but for the closer interactions, the mere presence of larger numbers of immigrants in

neighbourhood and city environments does not seem to counterbalance boundaries existing in other spheres" (ebd.).

Auch Farwick (2007; 2009), der den Zusammenhang zwischen der wohnräumlichen Segregation türkischer MigrantInnen in Bremen und der Herausbildung interethnischer Freundschaften untersuchte, konnte keinen Effekt feststellen. Hingegen spielte die *kleinräumigere* Wohnumgebung auf der Ebene von Baublöcken und unmittelbarer Nachbarschaft eine entscheidende Rolle (Farwick 2007: 158f.). Diese bildet einen wesentlichen Bezugspunkt für die alltäglichen sozialen Kontakte (ebd.: 156). Hanhörster und Mölder (2000: 353) untersuchten die „Integrationspotentiale“ (ebd.) des Wohnortes auf Stadtteilebene am Beispiel deutsch-türkischer Nachbarschaften und kommen zu demselben Ergebnis. Nicht die statistische Zusammensetzung der Nachbarschaft ist bedeutsam für das Zusammenleben (ebd.: 396), sondern „die sozialräumlichen Bedingungen und speziell die kleinräumige ethnische Verteilung in Häusern und Straßenzügen innerhalb eines Gebietes“ (ebd.: 398). Wie in Abschnitt 3.2 beschrieben, unterscheiden sich die strukturellen Bedingungen der beiden untersuchten Projekte. Welche Auswirkungen die jeweilige Gestaltung auf das Zusammenleben hat, untersuche ich in Abschnitt 6.1. Hanhörster und Mölder (2000: 399) messen außerdem den formellen und informellen Aneignungs- und Partizipationsmöglichkeiten innerhalb des gemeinsamen Raumes, die „den Raum zu Heimat werden lassen“ (ebd.: 399), eine große Bedeutung zu. Dieser Aspekt ist im Hinblick auf das untersuchte Wohnprojekt HAWI interessant, da hier die BewohnerInnen die Möglichkeit haben, ihre Zimmer selbst zu entwerfen und zu bauen.

„Eine wichtige Strategie scheint zu sein, räumliche Strukturen zu schaffen, die zum Aufenthalt und zur Aneignung einladen. Dies mag besonders an „unfertigen“ Orten der Fall sein, die durch Neutralität und Flexibilität noch Spielraum zur Entdeckung und Nutzung bieten“ (ebd.: 399f.).

Zusammenfassend kann räumliche Nähe zwar als Voraussetzung für interethnische Kontakte betrachtet werden (*meeting*), ist jedoch nicht hinreichend für ein *mating*. Die Opportunitätsstruktur alleine kann also noch nicht als Ressource im Sinne von sozialem Kapital aufgefasst werden. Im folgenden Abschnitt erörtere ich mögliche Barrieren und Chancen des interethnischen Zusammentreffens, die zu einem Abbruch oder zu einer Vertiefung des Kontakts führen können.

4.3 Barrieren und Chancen des interkulturellen Kontaktes

Die Projekte Kistlerhofstraße und HAWI möchten durch das Zusammenleben von Menschen verschiedener Herkunft den Kontakt von BewohnerInnen mit und ohne Fluchthintergrund ermöglichen. Tajfel und Turner (1979: 34) gehen in ihrer Theorie der sozialen Identität davon aus, dass in der Interaktion jeweils zwei Ebenen des Kontakts wirken: der interpersonale Kontakt und der Intergruppenkontakt. Das bedeutet, dass einerseits persönliche Eigenschaften und die persönliche Beziehung einen Einfluss haben, andererseits die Zugehörigkeit zu und die Identifikation mit verschiedenen sozialen Gruppen oder Kategorien (ebd.). Durch die Kategorisierung entsteht eine Vergleichssituation, in der bestimmten Gruppen mehr Prestige als anderen zugeschrieben wird (ebd.: 40). Je nach Gruppenzugehörigkeiten entsteht

deshalb eine positive oder negative soziale Identität, die sich wiederum auf das individuelle Selbstbild auswirkt (ebd.). Um ein möglichst positives Selbstbild zu erhalten, werden Eigengruppenmitglieder in der Regel bevorteilt, während eine Abgrenzung gegenüber anderen vorgenommen wird (ebd.: 39). Eine weitere Strategie kann das Bestreben sein, in eine andere Gruppe zu wechseln und somit individuell in eine positiver bewertete Kategorie aufzusteigen (ebd.: 35).

Wie in Abschnitt 4.1 dargestellt, sind Intergruppenkontakte mit Stress verbunden (Berry 2006b: 43f.). In der Migrationssituation gilt dies insbesondere für die MigrantInnen als Minderheiten (Berry et al. 2008: 352). Allerdings weist Reinders (2004: 124) darauf hin, dass sich in bestimmten Kontexten Mehrheits- und Minderheitsverhältnisse umdrehen können. Dies ist auch in den Wohnprojekten der Fall, da hier Personen aus vielen verschiedenen Ländern zusammenleben, die sich in verschiedenen Aspekten ähneln oder unterscheiden (vgl. Abschnitt 6.3). Von einer eindeutigen Mehr- oder Minderheit kann daher keine Rede sein. In diesen Fällen ist es nicht möglich, von einer dominanten Kultur auszugehen und sowohl Mitglieder der nationalen Mehrheitsgesellschaft als auch Personen mit Migrationshintergrund stehen vor der Herausforderung, sich anzupassen (Reinders 2004: 124).

Auf die aus den Anpassungsanforderungen resultierende Stresserfahrung geht Gudykunst (1995) in seiner Anxiety/Uncertainty Management (AUM) Theory näher ein. Angst und Unsicherheit entstehen nach Gudykunst in der Begegnung von *Fremden*, also von Mitgliedern unterschiedlicher sozialer Gruppen (ebd.: 10). Da zwei Menschen niemals Mitglieder genau derselben Gruppen sind, ist prinzipiell jede/r fremd (ebd.). In verschiedenen Situationen sind jedoch verschiedene Differenzen und Gemeinsamkeiten salient. Das bedeutet, dass nicht jeder Kontakt als fremd wahrgenommen wird (ebd.: 20). Unsicherheit ist die kognitive Reaktion auf Fremdheit (ebd.: 10f.). Sie basiert auf der Tatsache, dass Einstellungen, Gefühle und Verhalten von Fremden nicht eindeutig vorhergesagt und erklärt werden können (ebd.). Angst hingegen ist eine emotionale Reaktion und basiert auf der Befürchtung negativer Konsequenzen aus der Interaktion (ebd.: 12ff.). Die Befürchtungen können sich sowohl auf die Verhaltensebene beziehen, als auch auf das Selbstkonzept und die negative Beurteilung durch andere (ebd.: 14). Sehr hohe Angst und Unsicherheit führen zu einer vereinfachten Informationsverarbeitung, bei der ausschließlich auf Stereotype und Vorurteile zurückgegriffen wird (ebd.: 13). Die Vermeidung oder der Abbruch der Interaktion wird dann wahrscheinlich (ebd.: 11, 14).

Durch Angst- und Unsicherheitsmanagement können diese reduziert werden. Das setzt eine bewusste Informationsverarbeitung voraus, welche ermöglicht, von den bisherigen Erwartungen abweichendes Verhalten wahrzunehmen und somit spezifischere Informationen über das Gegenüber zu sammeln (ebd.: 16f.). Voraussetzung für diesen zusätzlichen Aufwand ist die Annahme, dass dieser sich lohnt. Das bedeutet, der Kontakt muss längerfristig sein und einen Nutzen versprechen (Gudykunst und Nishida 2001: 58). Allerdings kann auch das Fehlen von Angst und Unsicherheit zu einer Kommunikationsbarriere werden (Gudykunst 1995: 12f.). Anstatt Informationen bewusst zu verarbeiten, wird dann auf „automatic pilot“

(ebd.: 12) interagiert und potentielle Missverständnisse werden gar nicht erst bemerkt (ebd.: 12f.).

„The optimal levels of anxiety and uncertainty that facilitate effective communication with strangers are somewhere between our minimum and maximum thresholds. For uncertainty, our optimal level is the point at which we think that strangers' behavior is predictable, but we also recognize that we may not be able to accurately explain their behavior. For anxiety, the optimal level is the point where we feel comfortable interacting with strangers, but we still have sufficient anxiety that we are not complacent in our interactions with them“ (ebd.: 41).

In welchem Ausmaß Angst und Unsicherheit empfunden werden, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Diese sind in Abbildung 2 dargestellt.

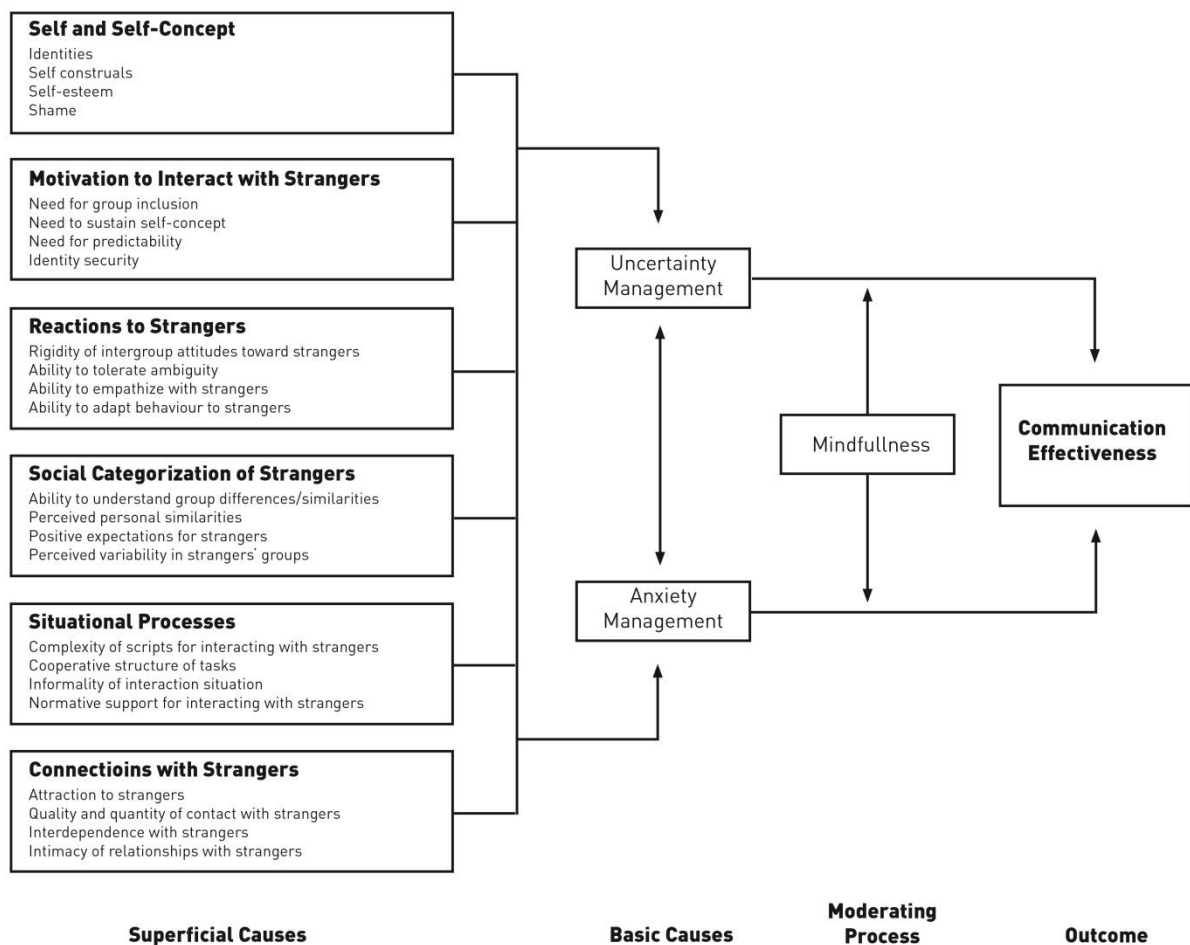


Abb. 2: Anxiety/Uncertainty Management Theorie (eigene Darstellung nach Gudykunst und Nishida 2001: 57).

Einen Einfluss auf das Maß an empfundener Angst und Unsicherheit haben persönliche Fähigkeiten, wie zum Beispiel Ambiguitätstoleranz und Empathie- und Anpassungsfähigkeit (Gudykunst 1995: 19ff.). Außerdem spielen die jeweils salienten Gruppenkategorien sowie die Ausprägung der Beziehung und der Kontext der Interaktion eine wichtige Rolle (ebd.). Gudykunst geht davon aus, dass Angst und Unsicherheit mit zunehmender Dauer und Intensität des Kontaktes, durch ein kooperatives Verhältnis, institutionelle Unterstützung sowie durch wahrgenommene Ähnlichkeit in anderen sozialen Kategorien abnehmen (ebd.: 19ff.).

Diese Annahmen liegen auch der Kontakthypothese (Allport 1954, 1971) zugrunde, die historisch in engem Zusammenhang mit der Überwindung der US-amerikanischen Rassentrennung steht (Stürmer 2008: 283).

„Vorurteile können [...] durch einen Kontakt mit gleichem Status zwischen Majorität und Minderheiten in der Anstrengung gemeinsamer Ziele verringert werden. Die Wirkung ist sehr viel größer, wenn der Kontakt durch die öffentlichen Einrichtungen unterstützt wird (das heißt durch Gesetz, Sitten und die örtliche Atmosphäre), und vorausgesetzt, der Kontakt führt zur Entdeckung gemeinsamer Interessen und der gemeinsamen Menschlichkeit beider Gruppen“ (Allport 1971: 285f.).

Allport (1971: 168) geht davon aus, dass Intergruppenkontakte sowohl zu einem Abbau, als auch zu einer Verstärkung von Vorurteilen führen können. Aus dieser Beobachtung leitet er verschiedene Bedingungen ab, unter denen Barrieren leichter abgebaut werden. Dazu gehört die Intensität des Kontakts. Während oberflächliche Kontakte sogar dazu führen können, dass sich vorhandene Vorurteile verfestigen, ermöglichen engere Bekanntschaften eine Annäherung (ebd.: 269ff.). Auch für nachbarschaftliche Kontakte kommt Allport zu dem Schluss: „Nicht die Tatsache des Zusammenlebens entscheidet, sondern die Art der entstehenden *Kommunikation*“ (ebd.: 277, H.i.O.). Es kann also nicht davon ausgegangen werden, dass das Zusammenbringen von Menschen mit und ohne Fluchthintergrund in gemeinsamen Wohnformen automatisch zu einem Abbau von Barrieren führt. Als weitere Bedingung führt Allport (ebd.: 279ff., 285f.) die Statusgleichheit auf. Aufgrund der in Abschnitt 3.1 dargestellten Fluchtursachen und -auswirkungen kann für die untersuchten Projekte nicht ohne weiteres von einer Statusgleichheit der BewohnerInnen ausgegangen werden. Weder der Zugang zu Bildung und Arbeitsmarkt, noch der Aufenthaltstitel sind im Falle vieler Geflüchteter gesichert, während die BewohnerInnen ohne Fluchthintergrund als Studierende einen höheren gesellschaftlichen Status innehaben. Der Intergruppenkontakt umfasst also neben der unterschiedlichen Herkunft auch einen unterschiedlichen gesellschaftlichen Status. Die These Allports bezieht sich außerdem auf ethnische Minderheiten in einem nationalen Kontext. Im Falle meines Erhebungsfeldes kommt die Tatsache hinzu, dass die geflüchteten BewohnerInnen als ‚Neuankömmlinge‘ erst einmal über weniger aufnahmegesellschaftsspezifisches Kapital (vgl. Abschnitt 4.1; 4.2.1) verfügen. Auch daraus können sich Statusungleichheiten ergeben.

Als einen weiteren wichtigen Aspekt betont Allport (1971) das Anstreben gemeinsamer Ziele und Aktivitäten: „Einzig jene Art von Kontakt, die die Leute dazu bringt gemeinsam etwas zu *tun*, scheint eine Chance zur Änderung von Einstellungen zu haben“ (ebd.: 281, H.i.O.). Außerdem wird davon ausgegangen, dass der Abbau von Barrieren neben den situativen Gegebenheiten von persönlichen Charakteristika abhängt. Bestehen zu große innere Belastungen, kann die Gelegenheit des Kontakts und der Neudefinition nicht wahrgenommen werden (ebd.: 284f.). Die Rolle des eigenen Selbstbewusstseins für den Abbau von Angst und Unsicherheit im Intergruppenkontakt betont auch Gudykunst (1995: 21).

Neben der Gefahr des negativen Kontakts verweist Hewstone (2015: 432) auf das Phänomen der Resegregation. Damit bezeichnet er die informelle Segregation innerhalb desegregierter Kontexte (ebd.) – also die Vermeidung des interethnischen

Kontaktes, auch wenn die Opportunitäten gegeben sind. Nach Gudykunst und Nishida (2001: 58) ist davon auszugehen, dass dies bei einem zu hohen Angst- und Unsicherheitslevel oder bei wenig Kontaktanreizen gegeben ist.

Brewer und Gaertner (2001: 462f.) merken an, dass soziale Identitäten nicht als exklusive Kategorien zu denken sind, sondern als multiple und sich überschneidende Kategorien, die in ein und derselben Situation salient sein können. Dies spielt auch im Hinblick auf den Abbau von Intergruppenbarrieren eine wichtige Rolle (ebd.: 463). Einerseits kann nicht mehr eindeutig zwischen in-group und out-group unterschieden werden und andererseits besteht die Möglichkeit gemeinsamer Zugehörigkeiten (ebd.: 464). Auch Hewstone (2004: 13) betont die Relevanz *quer* liegender Kategorien:

„Gemeinsame oder sich überschneidende Zugehörigkeiten zu unterschiedlichen Kategorien können negative Einstellungen auf mindestens fünf verschiedene Arten reduzieren: Erstens machen sie soziale Kategorisierungen komplexer; zweitens reduzieren sie allgemein die Bedeutung von Abgrenzungen zwischen eigener und fremder Gruppe; drittens machen sie den Beteiligten bewusst, dass die Fremdgruppe aus unterschiedlichen Untergruppen besteht; viertens erweitern sie die Klassifizierung der anderen, indem diese vielfältige Dimensionen erhält, und schließlich erhöhen sie das Ausmaß der Interaktion und des Vertrauens über Gruppengrenzen hinweg“ (ebd.: 13).

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich Intergruppenkontakte dadurch auszeichnen, dass unterschiedliche Gruppenzugehörigkeiten salient sind und Angst und Unsicherheit bei den InteraktionspartnerInnen verursachen. Soll es nicht zu einem Interaktionsabbruch kommen, ist es wichtig, dass diese durch Angst- und Unsicherheitsmanagement reduziert werden und dass die Motivation für die Beibehaltung des Kontakts trotz des erhöhten Aufwands (vgl. Esser 1990a: 191) bestehen bleibt. Wird der Kontakt aufrechterhalten, sind langfristig ein Abbau von Vorurteilen und Barrieren und eine Neudefinition von Gruppengrenzen denkbar.

5 Methodisches Vorgehen und Reflexion

Die Grundlage des empirischen Teils dieser Arbeit bilden insgesamt 24 formelle und leitfadengestützte Einzelinterviews und ein Gruppeninterview mit BewohnerInnen und MitarbeiterInnen³ in den untersuchten Wohnprojekten, von denen 23 Interviews aufgenommen und transkribiert wurden. Hinzu kommen Informationen, die ich durch teilnehmende Beobachtung sammelte und in einem Feldtagebuch zusammenfügte. Im Folgenden beschreibe und reflektiere ich mein methodisches Vorgehen. Dazu zählen der Zugang zum Feld, die Auswahl der InterviewpartnerInnen, die Datenerhebung, die Forschungsbeziehungen, mögliche Barrieren und meine eigenen Vorannahmen.

5.1 Zugang zum Feld und beteiligte Akteure

Das Thema der Arbeit ergab sich aus meiner Tätigkeit im Integrationsprojekt Kistlerhofstraße. Dort war ich von Oktober 2015 bis Februar 2016 als Sozialpädagogin und anschließend als studentische Hilfskraft im Gruppendienst angestellt. Aus meinen Beobachtungen vor Ort kristallisierten sich bereits erste Fragestellungen heraus. Im Herbst 2016 ging ich mit meiner Idee für die Masterarbeit auf die Leitung der Einrichtung zu. Diese war unter der Bedingung, dass sie den Leitfaden vor dem Beginn der Interviewphase einsehen könne, einverstanden. Durch meine Anstellung war ich weiterhin einmal wöchentlich vor Ort. Diese Zeit konnte ich für informelle Gespräche, teilnehmende Beobachtung und später auch für formelle Interviews und Rückfragen nutzen.

Bei ersten Recherchen stieß ich auf die Hans Sauer Stiftung, die sich im Rahmen der bereits erwähnten Initiative Home not Shelter! dem Zusammenleben von Geflüchteten und Studierenden aus architektonischer und stadtplanerischer Perspektive annäherte (Hans Sauer Stiftung 2017). Als erstes Praxisprojekt von Home not Shelter! war das Wohnheim HAWI in Wien entstanden. Die Hans Sauer Stiftung zeigte sich sehr interessiert an einer sozialwissenschaftlichen Begleitforschung der Projekte Kistlerhofstraße und HAWI und engagierte mich ab Januar 2017 als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Dabei wurde mir keine Fragestellung vorgegeben und ich konnte insgesamt sehr unabhängig arbeiten. Im Rahmen meiner Anstellung ermöglichte mir die Hans Sauer Stiftung im Zeitraum vom 22.01.2017 bis 25.01.2017 eine viertägige Forschungsreise nach Wien, auf welcher mich eine Kollegin begleitete. Wir hatten die Aufgabe, Interviews mit verschiedenen beteiligten Akteuren im Projekt HAWI zu führen, um Material für eine geplante Veröffentlichung zu sammeln. Diese Interviews konnte ich gleichzeitig für meine Masterarbeit nutzen und weitere, zusätzliche Interviews führen. Während des Aufenthaltes hatte ich die Möglichkeit im Wohnheim HAWI zu übernachten. Dies bot die Gelegenheit für informelle Gespräche, teilnehmende Beobachtung und formelle Interviews.

³ Die InterviewpartnerInnen und alle in den Interviews erwähnten Personen wurden anonymisiert.

5.2 Auswahl der InterviewpartnerInnen

Das natürliche Vor-Ort-Sein, sei es durch meine Mitarbeit oder die Übernachtung, war für mich eine wichtige Voraussetzung für die Kontaktaufnahme zu den InterviewpartnerInnen. Der Großteil der Interviews mit BewohnerInnen ergab sich spontan oder nach einem vorherigen informellen Gespräch. Insgesamt interviewte ich 13 junge Männer mit Fluchthintergrund. Diese kamen aus den Ländern Somalia, Afghanistan, Irak, Sierra Leone und dem Iran. Außerdem wurden sieben Bewohnerinnen und drei Bewohner mit Studierendenstatus interviewt, die zum Großteil in Deutschland und Österreich aufgewachsen sind. In beiden Projekten fanden zudem Interviews mit zwei MitarbeiterInnen statt. Die Interviews wurden im Zeitraum vom 23.01.2017 bis 24.03.2017 durchgeführt.

Schlehe (2008: 131) weist darauf hin, dass InterviewpartnerInnen bewusst nach möglichst heterogenen Merkmalen ausgewählt werden sollten, um einen kontrastreichen Eindruck des Forschungsfeldes zu erhalten. Bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen im Projekt Kistlerhofstraße achtete ich auf deren Heterogenität in Bezug auf das Geschlecht, die Herkunft bei den Interviewten mit Fluchthintergrund und das vorab vermutete Engagement im Wohnheim. Außerdem berücksichtigte ich das Stockwerk der BewohnerInnen, da ich davon ausging, dass sich innerhalb kleinerer Wohneinheiten ganz unterschiedliche Realitäten des Zusammenlebens entwickeln könnten. Die gezielte Auswahl von InterviewpartnerInnen war im Projekt Kistlerhofstraße möglich, da ich viele BewohnerInnen bereits kannte und regelmäßig vor Ort war. Im Projekt HAWI war eine bewusste Auswahl nicht möglich, da das Wohnheim noch nicht voll belegt war und deshalb nur begrenzt potentielle InterviewpartnerInnen zur Verfügung standen. Außerdem lernte ich während des viertägigen Aufenthaltes nicht alle BewohnerInnen kennen. Die Auswahl erfolgte hier eher spontan. In der Konsequenz kann dies dazu führen, dass eher präzente und offene BewohnerInnen ausgewählt wurden, mit denen mir die Kontaktaufnahme leichtfiel.

5.3 Datenerhebung

Die Daten wurden durch teilnehmende Beobachtung, problemzentrierte Interviews (Mayring 2016: 67ff.) und Methoden der qualitativen Netzwerkanalyse (Hollstein 2006) erhoben. Problemzentrierte Interviews zeichnen sich dadurch aus, dass sich die interviewten Personen möglichst frei mitteilen können. Die interviewende Person lenkt das Gespräch immer wieder auf einen vorab definierten Themenbereich (Mayring 2016: 67). Dieser bezog sich in meinem Fall auf das Zusammenleben und den Kontakt innerhalb der Wohnprojekte.

Schlehe (2008: 126f.) empfiehlt insbesondere bei einmaligen Interviews die Verwendung eines Leitfadens, der auf der Basis von vorherigen informellen Gesprächen innerhalb des Feldes erstellt werden sollte. Für den Aufenthalt im Projekt HAWI stellte ich im Vorfeld Fragesammlungen für die Interviews mit den Caritas-Mitarbeiterinnen und den BewohnerInnen zusammen (vgl. Anhang: 169f.). Diese basierten auf meinen Beobachtungen aus dem Projekt Kistlerhofstraße und dem Vorwissen, dass ich durch die Hans Sauer Stiftung zum Projekt HAWI hatte. Im

Laufe meines Aufenthaltes wurden die Fragen stärker an den Kontext des HAWI angepasst. Der Leitfaden dient insbesondere der Vorbereitung auf die Interviews und sollte während der Gespräche möglichst flexibel gehandhabt werden (ebd.).

„Ein wichtiges Prinzip ist der flexible Umgang mit dem Leitfaden. Er muss keineswegs stur abgearbeitet werden, vielmehr ist auch hier die situative Kompetenz der interviewenden Person gefragt, insofern als sie je nach Gesprächsverlauf nicht nur die Reihenfolge, sondern auch die Themen ändern bzw. dem oder der Interviewten die Möglichkeit geben darf, eigene Themen neu einzuführen. Außerdem gibt es auch in dieser Interviewform die Möglichkeit, vertiefend nachzufragen, bevor man zur nächsten Frage übergeht: Neben den Leitfadenfragen können immer auch Ad-hoc-Fragen gestellt werden“ (ebd.: 127).

Während der Interviews nutzte ich die Fragen aus dem Leitfaden als Einstieg in die verschiedenen Unterthemen (vgl. Kapitel 2). Dabei überlies ich es den Interviewten, Themenschwerpunkte selbst zu setzen und stellte daran anknüpfend weitere Fragen. Der Leitfaden wurde für die Interviews im Projekt Kistlerhofstraße an den neuen Kontext angepasst (vgl. Anhang: 171f.). Auch hier habe ich diesen als Orientierung verwendet und die Fragen situationsspezifisch ausgewählt und verändert.

Bei insgesamt zehn Interviews griff ich zusätzlich auf die Methode der konzentrischen Kreise aus der qualitativen Netzwerkforschung zurück (Hollstein 2006: 18f.). Dabei werden die Interviewten aufgefordert, wichtige Kontakte in eine Skizze aus drei konzentrischen Kreisen einzutragen, in deren Mitte das Wort *Ich* steht. Mit zunehmender Stärke der Beziehung rücken die Kontakte näher zur Mitte (ebd.). Auf diese Weise können Einblicke in das persönliche Netzwerk von Interviewten gewonnen werden (Schnegg 2008: 213). Auch diese Methode wurde situativ gehandhabt. Wenn ich den Eindruck hatte, dass die interviewte Person sehr offen war, wurde nach dem gesamten sozialen Netzwerk gefragt, mal nur nach dem Netzwerk innerhalb des Wohnheims. Bei anderen Interviews verzichtete ich auf die Skizze und fragte stattdessen mündlich nach konkreten Kontakten. Die Netzwerkanalyse lieferte über die Interviewten hinaus Informationen zu weiteren BewohnerInnen. Außerdem konnte ich Schlüsselfiguren feststellen, die immer wieder genannt wurden. Die so gewonnenen Daten halfen mir dabei, die Informationen aus den Interviews besser einzuordnen und zu konkretisieren. Außerdem ermöglichte mir der visuelle Charakter der Methode die Überbrückung von Sprachbarrieren (vgl. Abschnitt 5.5).

Die Informationen aus den Interviews wurden durch eigene Beobachtungen ergänzt. Seit Oktober 2016 führte ich ein Feldtagebuch und hielt die Fragestellung betreffende Eindrücke im Projekt Kistlerhofstraße fest. Auch meinen Aufenthalt im Projekt HAWI dokumentierte ich. Nach der eigentlichen Erhebungsphase war ich bis Mai 2017 weiterhin wöchentlich im Projekt Kistlerhofstraße vor Ort und hatte dadurch einen Einblick in die weitere Entwicklung und die Möglichkeit zu informellen Gesprächen und Rückfragen. Außerdem hielt ich zu fünf BewohnerInnen und einer Mitarbeiterin des Projektes HAWI per E-Mail und Telefon Kontakt und hatte auf diese Weise weiterhin Zugang zu Informationen. Schlehe (2008: 129f.) betrachtet die Kontaktmöglichkeiten über das Internet als wichtige Ergänzung, die „Einschränkungen durch Distanzen und Zeitlimits abmildert“ (ebd.: 129).

Angelehnt an die qualitative Inhaltsanalyse (Mayring 2003; 2016: 114ff.) bildete ich aus den Interviews heraus Kategorien, denen ich aussagekräftige Textabschnitte zuordnete. Für die Darstellung der Ergebnisse wählte ich Kategorien, die entweder häufig angesprochen wurden oder mir besonders markant schienen. Die Skizzen aus der qualitativen Netzwerkanalyse und meine eigenen Beobachtungen flossen in mein Feldtagebuch ein, welches zur Einordnung der Informationen aus den formellen Interviews diente und diese ergänzte.

5.4 Beziehung zu den InterviewpartnerInnen

Schlehe (2008: 137f.) weist darauf hin, dass in der Forschungsbeziehung sowohl soziale Rollen als auch zwischenmenschliche Beziehungsdynamiken wirksam sind. Während ich die MitarbeiterInnen in beiden Projekten als sehr offen mir gegenüber empfand, erlebte ich die Beziehung zu den interviewten BewohnerInnen in den beiden Forschungsfeldern sehr unterschiedlich. Dies könnte an den unterschiedlichen Rollen liegen, die ich jeweils einnahm. Im Projekt HAWI kannte ich vorab keine BewohnerInnen. Dadurch, dass ich neben meiner Forscherinnenrolle während meines Aufenthaltes die Rolle als Mitbewohnerin einnahm, gelang es mir schnell, eine Vertrauensbasis herzustellen. Der Kontakt entstand beim gemeinsamen Kochen, Tischtennispielen oder bei beiläufigen Begegnungen. Die gemeinsamen Aktivitäten ermöglichten innerhalb der kurzen Zeitspanne einen intensiven Beziehungsaufbau. Ich hatte den Eindruck, die Rolle einer Vertrauensperson zu übernehmen, da sich mehrere BewohnerInnen mit persönlichen Problemen und Fragestellungen an mich wandten. Für meine Arbeit war dies sehr hilfreich, allerdings erlebte ich das Vertrauen persönlich auch als belastend. Nach dem Aufenthalt in Wien brauchte ich mehrere Tage, um mich wieder von den Problematiken der BewohnerInnen zu distanzieren. Schlehe (2008: 140) beschreibt die Schwierigkeit, sich von entstandenen Beziehungen wieder zu lösen, als typisch für die ForscherInnensituation.

Im Projekt Kistlerhofstraße kannten mich die InterviewpartnerInnen bereits als Mitarbeiterin. Diese Rolle schuf einerseits Nähe, da ich insbesondere die geflüchteten Interviewpartner bereits persönlich kannte. Andererseits bestand aufgrund meiner Rolle als Mitarbeiterin die Gefahr, von den BewohnerInnen als „Spitzel“ (ebd.: 137) wahrgenommen zu werden. Um diese Gefahr abzumildern, wählte ich auf Seiten der Geflüchteten vor allem Personen aus, zu denen ich bereits ein Vertrauensverhältnis aufgebaut hatte. Bei den Studierenden hingegen betonte ich immer meine Rolle als Studentin, um mögliche Distanzen abzumildern.

5.5 Barrieren während der Interviews

Aufgrund meiner eigenen Fremdsprachenkenntnisse konnte ich die Interviews nur auf Englisch, Deutsch oder Französisch durchführen. Da der Großteil der geflüchteten Interviewpartner zum Zeitpunkt der Erhebung diese Sprachen nicht fließend beherrschte, spielten Sprachbarrieren während der Interviews eine nicht unerhebliche Rolle. Bei den Interviews mit Geflüchteten kam nicht immer ein Erzählfluss zustande. Aus diesem Grund fielen viele Interviews mit Geflüchteten kürzer aus, als die Interviews mit Mitarbeitenden und Studierenden. Einige der

geflüchteten Interviewpartner antworteten außerdem aus meiner Wahrnehmung sehr vorsichtig und zurückhaltend. Dies könnte einerseits mit der ungewohnten Interviewsituation zusammenhängen, andererseits mit einer allgemeinen Vorsicht, Informationen preiszugeben, um negative Konsequenzen zu vermeiden. Als Hintergrund dieser Vorsicht vermutete ich Erfahrungen auf der Flucht und das laufende Asylverfahren. Ein weiterer Faktor, der während der Interviews eine Rolle gespielt haben könnte, ist die soziale Erwünschtheit (vgl. Diekmann 2014: 447ff.). Wie einleitend beschrieben, sind integrative Wohnheime Orte, an denen von den BewohnerInnen erwartet wird, möglichst offen und vorurteilsfrei zu sein. Eine Konsequenz daraus könnte sein, dass viele InterviewpartnerInnen eher zögerlich auf kulturelle Differenzen zu sprechen kamen. Bei den Befragten mit Fluchthintergrund könnte dieses Verhalten außerdem auf eine Angst vor Stigmatisierung hindeuten, da die Benennung von Differenzen impliziert, sich selbst als fremd und daher integrationsbedürftig zu kategorisieren (vgl. Abschnitt 4.1).

5.6 Vorannahmen

Aufgrund meiner Anstellung im Integrationsprojekt Kistlerhofstraße hatte ich vor Beginn der Erhebungen bereits einige Vorstellungen vom Forschungsfeld, die auf meinen bisherigen Beobachtungen basierten. Ferner habe ich während meines Bachelorstudiums selbst vier Jahre lang in einem StudentInnenwohnheim gewohnt und dort Erfahrungen zum Zusammenleben in Wohnheimen gesammelt.

Auf der Grundlage meiner Beobachtungen ging ich davon aus, dass im Projekt Kistlerhofstraße der Intergruppenkontakt⁴ von einem Großteil der BewohnerInnen umgangen wird und sich nur wenige aktiv am Gemeinschaftsleben beteiligen. Ich nahm, von meinen persönlichen Erfahrungen ausgehend, an, dass andere Lebensbereiche wie Studium, Schule oder Freundschaften außerhalb der Wohnheime für viele BewohnerInnen einen größeren Stellenwert als das Wohnen haben. Darüber hinaus vermutete ich, dass sich die räumliche Trennung der Wohnbereiche für Geflüchtete und Studierende und die Anstellung der studentischen BewohnerInnen innerhalb des Projektes negativ auf das soziale Miteinander auswirken und eine Hierarchie der BewohnerInnen abbilden.

Für das HAWI Wien basierten meine Vorannahmen auf der Beschreibung des Projektes aus Zeitungsartikeln und von MitarbeiterInnen der Hans Sauer Stiftung. Ich vermutete, dass der Intergruppenkontakt hier aufgrund der strukturellen Gegebenheiten intensiver ist, in diesem Zusammenhang aber auch ein höheres Konfliktpotential besteht.

Ich nahm außerdem an, dass in beiden Projekten Beziehungen zwischen Studierenden und Geflüchteten nicht immer auf Augenhöhe sind, sondern dass Studierende häufig eine helfende Rolle einnehmen, während Geflüchtete eine Hilfebedürftigen-Rolle innehaben.

⁴ Der Begriff der Intergruppenkontaktes (vgl. Abschnitt 4.3) bezieht sich im Folgenden auf die Kategorien Geflüchtete und Studierende.

6 Integratives Wohnen in der Praxis

In diesem Kapitel stelle ich anhand der Inhalte aus den Interviews zentrale Aspekte des Alltags der integrativen Wohnprojekte dar. Wichtig ist dabei, dass es sich um eine Momentaufnahme handelt, denn die Informationen wurden im Projekt HAWI zum Großteil innerhalb weniger Tage und im Projekt Kistlerhofstraße innerhalb einiger Monate gesammelt. Während der Interviews wurde unter anderem die Bedeutung der Jahreszeit betont. Erfahrungsgemäß finden in den Sommermonaten sehr viel mehr gemeinsame Aktivitäten als in den Wintermonaten statt, in denen die Erhebung durchgeführt wurde. Ebenso deutlich wurde, dass die Wahrnehmung individuell sehr unterschiedlich ist. Die Auswahl der InterviewpartnerInnen spielt daher eine große Rolle und die Aussagen können nicht verallgemeinert werden. Wie in Kapitel 2 geschildert, geht es mir deshalb in diesem Abschnitt darum, *mögliche* Zusammenhänge und Perspektiven zu beschreiben und nicht darum, eine umfassende Projektanalyse zu liefern.

Die Gliederung des Kapitels orientiert sich an den in Kapitel 2 formulierten Leitfragen. Zunächst werden in Abschnitt 6.1 die Auswirkungen der strukturellen und sozialen Gegebenheiten auf die in den Projekten entstehenden Kontakte beschrieben. Darauf aufbauend untersuche ich in Abschnitt 6.2 die tatsächlichen Beziehungen zwischen BewohnerInnen mit und ohne Fluchthintergrund. Anschließend stelle ich in Abschnitt 6.3 von den InterviewpartnerInnen vorgenommene, soziale Kategorisierungen dar und komme in Abschnitt 6.4 zu den Dynamiken, die sich aus dem Kontakt zwischen den BewohnerInnen ergeben. Die Projekte HAWI und Kistlerhofstraße werden, je nach festgestellten Unterschieden und Gemeinsamkeiten, stellenweise gegenübergestellt und stellenweise gemeinsam behandelt. Ist eine Unterscheidung der Projekte wichtig, weise ich an den entsprechenden Stellen darauf hin. Dasselbe gilt für die Differenzierung von BewohnerInnen mit und ohne Fluchthintergrund.

6.1 Auswirkungen struktureller Gegebenheiten

In diesem Abschnitt werden die strukturellen Rahmenbedingungen und deren Auswirkung auf das soziale Miteinander innerhalb der Projekte beschrieben. In Abschnitt 6.1.1 gehe ich zunächst auf die Wirkung der räumlichen Gegebenheiten ein, bevor ich in Abschnitt 6.1.2 die sozialen Voraussetzungen, wie sie von den Projektverantwortlichen vorgegeben werden, untersuche. In Abschnitt 6.1.3 werden die Folgen der in Abschnitt 3.1 dargestellten Situation junger Geflüchteter für den Projektalltag erörtert.

6.1.1 Räumliche Struktur als Kontaktopportunität

Wie in Kapitel 3 beschrieben, unterscheiden sich das Projekt HAWI und das Integrationsprojekt Kistlerhofstraße wesentlich in ihrem räumlichen Aufbau. Die Hauptunterschiede liegen in der Aufteilung der Wohnfläche. Das HAWI ist sehr offen und ohne feste Wohngruppen gestaltet, wobei sich junge Menschen mit und ohne Fluchthintergrund die Küchen, Gemeinschaftsräume und gegebenenfalls auch die Zimmer teilen. Jeder/m BewohnerIn ist ein Schließfach und ein Kühlschrankfach in

einer Küche in der Nähe des eigenen Zimmers zugeordnet. Dadurch wird die Küchennutzung geregelt und es entstehen räumlich zwar offene, aber durch die Küchenaufteilung definierte Wohngruppen. Das Integrationsprojekt Kistlerhofstraße ist in feste Wohngruppen zu je zehn bis zwölf Personen gegliedert, die durch Türen voneinander abgetrennt sind und jeweils über eine eigene Wohnküche verfügen. Geflüchtete und nicht-geflüchtete BewohnerInnen sind in getrennten Wohngruppen untergebracht. Als hausumfassende Gemeinschaftsfläche steht ein Hof mit Basketballplatz und Sitzgelegenheiten zur Verfügung. Dieser wird allerdings nur im Sommer genutzt. Die Einrichtung eines Gemeinschaftsraums ist geplant, konnte aber bisher nicht finanziert werden. Wie in den Abschnitten 4.2.2 und 4.2.3 beschrieben, spielen die räumlichen Gegebenheiten als Opportunitäten von Beziehungen eine wichtige Rolle für das soziale Miteinander. McPherson et al. (2001: 429f.) weisen darauf hin, dass bereits unwichtig erscheinende geographische Gegebenheiten wie Sitzordnungen und die Anordnung von Straßenzügen einen wesentlichen Einfluss auf die Entstehung von Beziehungen haben.

Im Projekt HAWI ergab die Netzwerkanalyse, dass nach vier Monaten insbesondere Beziehungen zwischen den BewohnerInnen entstanden waren, die sich ein Zimmer teilten oder in direkt benachbarten Zimmern lebten. Im Interview mit einem geflüchteten Bewohner bestätigte sich die Annahme, dass es zu Gruppenbildungen innerhalb des näheren Umfelds kommt und über die unmittelbare Nachbarschaft hinaus wenig Kontakt besteht:

„Aber nicht mit allen Freunde, nicht alle sind miteinander Freunde. Die Mitbewohnerinnen und Nachbarin sind sehr nett miteinander [...]. Die von der anderen Seite nicht so.“

Auch von zwei interviewten Studierenden wird die räumliche Nähe als wichtiger Faktor für die Entstehung von Beziehungen beschrieben:

„[...] mit den zwei war's wirklich so der meiste Kontakt, weil wir auch Zimmernachbarn sind, halt. [...] Ja, und so lernt man dann ab und zu wieder wen kennen, aber da... also eigentlich habe ich ganz am Anfang ein paar Leute kennengelernt, wo wir dann leider den Kontakt verloren haben, weil sie in den fünften Stock gezogen sind und ja, das ist so arg, man wohnt im selben Haus und sieht sich nie.“

„Also schon eher die Leute, die irgendwie so in dem Eck wohnen, wo ich wohne. Aber ich weiß nicht, ob das so ist, weil wir da alle wohnen in dem Eck oder ob wir uns auch so zusammengefunden hätten.“

Damit wird auf das in Abschnitt 4.2.2 beschriebene Zusammenwirken struktureller Gegebenheiten (*meeting*) und individueller Präferenzen (*mating*) bei der Entstehung von Beziehungen verwiesen (vgl. Verbrugge 1977).

Küche und die Hausflure stellten sich als zentrale Begegnungsorte heraus. Sie dienen als Ausgangspunkte für weitere gemeinsame Aktivitäten:

„[...] man ist in der Küche, man macht sich was zu essen und irgendwelche Leute kommen dazu und man... genau isst einfach und fängt mit denen ein Gespräch an und je nachdem, wer so da ist, dann entwickelt sich das oft noch, dass man irgendwie... also entweder jeder geht wieder in sein Zimmer oder es entwickelt sich, dass man noch zusammen im Fernsehraum sitzt und einen Film zusammen schaut, oder Tischtennis spielt“ (Bewohnerin aus dem Projekt HAWI).

Im Integrationsprojekt Kistlerhofstraße sind die Begegnungsmöglichkeiten zwischen BewohnerInnen mit und ohne Fluchthintergrund aufgrund der räumlichen Strukturen eingeschränkt. Ein studentischer Interviewpartner verweist darauf, dass es aufgrund der räumlichen Aufteilung möglich sei, den Intergruppenkontakt zu umgehen und wie in „jede[m] beliebigen Wohnheim“ zu leben. Ein Interviewter mit Fluchthintergrund bringt die räumliche Trennung direkt mit dem alltäglichen Kontakt in Verbindung und würde sich mehr Austausch wünschen:

„Aber ich hätte gerne, dass einfach anders ist, also gemischt. Weil wir jetzt einfach zwei Seiten sind. Ich hätte gerne, dass nicht diese Seite sind Student, sondern dass manche Jugendliche einfach da rüber wohnen und die anderen auch hier [...]. Ja, dass die Leute mehr Kontakte haben und dass die Leute miteinander kommen. Weil zum Beispiel ich kenne alle Leute, die diese Stock, auf meine Seite wohnen, aber ich kenn nicht so viel die Leute, die da drüben wohnen.“

Ein weiterer Interviewpartner mit Fluchthintergrund nimmt die getrennten Wohngruppen ebenfalls als Barriere wahr. Er wünscht sich mehr Kontakt, sieht allerdings für sich keine Legitimation, in den Studierendenteil des Gebäudes zu gehen, um aktiv Kontakt aufzunehmen:

„Aber ich finde die nicht so gut, wir wohnen hier und die Studenten da. Aber sie kommen nicht zu uns, wir gehen auch nicht da. Weil ich fühle mich hier, dass ich hier Gast bin, also ich komme nicht aus Deutschland, sondern wo anders. Ich bin hier als Flüchtling. Die Leute aus Deutschland sollen uns besuchen, das wäre besser. Ich muss auch manchmal besuchen, aber ich kann nicht einfach gehen und sagen hey, wie geht's euch. Weil ich kenne keinen einzigen, wir haben nur uns gesehen.“

Das Aufsuchen der studentischen Wohngruppen ist für diesen Interviewpartner offensichtlich mit Unsicherheit verbunden. Um in die andere Gebäudehälfte zu gehen, benötigt er einen konkreten Grund. Er erzählt zum Beispiel, dass er einmal in der Studierendenküche auf seinem Stockwerk war, um sich ein Bügeleisen auszuleihen. Auch für die studentischen BewohnerInnen gestaltete sich die Kontaktaufnahme erst einmal schwierig, denn „man geht nicht nur in seine Küche und da ist dann jemand, sondern es ist eine bewusste Aktion“. Eine weitere Studentin beschreibt die räumliche Aufteilung als „zwei Territorien“:

„Aber bei mir ist das dann halt schon so eine Hemmschwelle, die du halt irgendwie überwältigen musst und dann sagst, ok ich geh jetzt einfach mal hoch. Wenn die Kontakte halt noch nicht so da sind, ist das halt schon so eine Hemmschwelle, die du überwinden musst.“

Einige studentische BewohnerInnen sehen auch Vorteile in der Trennung der Wohnbereiche. Dies betrifft zum Beispiel mögliche Einschränkungen durch das teils laute Musikhören von geflüchteten Bewohnern. Dieses Thema wird auch im Projekt HAWI, wo die Unterbringung gemeinsam erfolgt, teilweise als Konflikt wahrgenommen.

„[...] man hat halt seine Privatsphäre. Weil die Jungs doch zum Teil sehr laut sind, laute Musik hören... nicht alle, es gibt Ausnahmen. Aber da halt wenig Rücksicht auf ihre Nachbarn nehmen. Und das wäre für uns, wenn wir lernen müssen in der Klausurenphase, dann wäre das natürlich eine Katastrophe. Aber so finde ich das eigentlich ganz ok“ (Bewohnerin im Projekt Kistlerhofstraße).

Eine weitere Bewohnerin kann sich nicht vorstellen, so wie die geflüchteten Mitbewohner in einem betreuten Wohnbereich zu leben: „Und ehrlich gesagt hätte ich auch keine Lust, weil die ja Betreuer haben, die Jungs. Und ich möchte halt hier mein Ding machen“. Anstelle der gemeinsamen Nutzung von Wohnbereichen sieht sie andere Begegnungsorte, wie zum Beispiel „an der Pforte ratschen“.

Neben den räumlichen Vorgaben spielen die zeitlichen Ressourcen der BewohnerInnen eine wichtige Rolle. Mehrere InterviewpartnerInnen weisen darauf hin, dass sowohl die geflüchteten Bewohner als auch die Studierenden in ihrem Alltag sehr eingespannt sind und deswegen wenig Zeit für gemeinsame Aktivitäten bleibe:

„Ich weiß nicht, also ich hab jetzt zum Beispiel gar keine Zeit. Ich muss jetzt gleich wieder weggehen zur Arbeit, nach Hause, Hausaufgaben, Fitness, schlafen. Ich mach ja Quali und das ist super schwierig. Und die studieren und müssen echt den ganzen Tag nur am Tisch sitzen und lernen, das ist krass“ (Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße).

Die zeitlichen Ressourcen und räumlichen Vorgaben scheinen in Wechselwirkung zu stehen. Denn insbesondere bei knappen Zeitressourcen kann der Aufwand, den Kontakt aktiv zu organisieren, bereits zu hoch sein:

„Also es ist schon trotzdem ein Vollzeit Studium [...]. Also der Tagesablauf, wenn man jetzt nicht so viel Zeit hat, ist wirklich nur aufstehen, dann in die Küche was frühstücken... und dann ist es wirklich so, wenn überhaupt, dann sitzt man halt mal eine halbe Stunde in der Küche zusammen, aber vielmehr ist es dann nicht“ (Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße).

Dieser Organisationsaufwand ist im Projekt HAWI geringer. Darauf verweist eine Studentin, die ebenfalls angibt, über sehr wenig Freizeit zu verfügen und selten zu Hause zu sein:

„Das ist halt echt cool hier, dass man sich einfach über den Weg läuft, dass man nicht irgendwie planen muss, sondern dass man einfach mal so eben Leute kennenlernt. Und das war am Anfang auch total cool, dass die meisten immer total viel gekocht haben so, und dann jeden, der so vorbeigekommen ist, eingeladen haben. Du musstest eigentlich nur in die Küche gehen und konntest gleich bei irgendwem mitessen. Und so lernt man sich dann halt auch kennen.“

Zusammenfassend gehe ich davon aus, dass die räumlichen Gegebenheiten einen erheblichen Einfluss auf das Entstehen von Kontakten haben. Zentral sind dabei zufällige Begegnungen, die im näheren Wohnumfeld stattfinden und erst durch geteilte Flächen, wie gemeinsame Küchen oder Flure, ermöglicht werden. Fehlen diese, ist die Kontaktaufnahme mit einem höheren – psychologischen sowie organisatorischen – Aufwand verbunden, der im Fall des Projekts Kistlerhofstraße zu einer Kontaktbarriere wird. Neben den räumlichen Opportunitäten stellten sich die sozialen Strukturen innerhalb der Projekte als maßgeblich für das soziale Miteinander heraus. Diese werden im Folgenden dargestellt.

6.1.2 Soziale Strukturen als Kontaktopportunität

Neben den räumlichen Gegebenheiten sind die institutionellen Voraussetzungen wesentlich für das Zustandekommen von Beziehungen. Allport (1954; 1977) führt die institutionelle Unterstützung als Bedingung für einen positiven Intergruppenkontakt

auf. Kann diese nicht geleistet werden, besteht die Gefahr eines negativen Kontakts und einer Verstärkung von Vorurteilen (vgl. Abschnitt 4.3).

Im Projekt HAWI steht konzeptionell das soziale Miteinander im Vordergrund. Der alltägliche, freundschaftliche Kontakt von Geflüchteten und Studierenden ist ein zentrales Ziel der Einrichtung.

„Wir versuchen, eine Vernetzung für beide Gruppen anzustreben. Hierfür möchten wir immer wieder was anbieten, wie etwa Workshops oder Hausversammlungen. Eigentlich war unsere Intention, den Prozess von Vernetzung untereinander anzuleiten, damit es später von alleine weiterläuft [...]. Es braucht noch sehr viel Begleitung, dass sich die Bewohner noch mehr engagieren oder selbst engagieren“ (Mitarbeiterin im Projekt HAWI).

Für die Vernetzung innerhalb des Wohnheims sind zwei Caritas Mitarbeiterinnen zuständig, welche den Kontakt durch die Koordination von Ehrenamtlichen, die Freizeitaktivitäten für die BewohnerInnen organisieren, unterstützen. Bisher wurden verschiedene Workshops und Fitnesskurse angeboten.

Außerdem sollte der Kontakt, wie in Abschnitt 3.2.2 erwähnt, durch den gemeinsamen Ausbau der Zimmer unterstützt werden. Dies ist nur bedingt gelungen. Die ursprüngliche Idee war, dass sich geflüchtete und studentische BewohnerInnen jeweils Zimmer teilen und diese dann gemeinsam entwerfen und bauen. In der Realität gab es zum Zeitpunkt der Erhebung jedoch vor allem Studierenden-Zimmer und Geflüchteten-Zimmer. Eine interviewte Mitarbeiterin geht davon aus, dass dies einerseits aus dem derzeitigen Belegungsverhältnis mit vor allem weiblichen Studentinnen und (weitaus mehr) männlichen Geflüchteten resultiert. Andererseits folgert sie, dass bereits der Prozess des Kennenlernens intensiver begleitet werden muss:

„Wir haben einen Abend gehabt, wo wir uns erhofft haben, dass sie sich zusammenfinden. Aber das war auch noch zu wenig Kennenlernen, dass man dann sagt, ich zieh mit dem zusammen [...]. Aber ich glaube dieser Prozess des Zusammenfindens von Menschen mit Fluchthintergrund und Studenten muss glaube ich im Vorfeld noch besser begleitet sein.“

Im Unterschied zum Projekt HAWI gibt es im Projekt Kistlerhofstraße kein Personal zur Begleitung des Kontakts von Geflüchteten und Studierenden. Momentan finanziert Condrobs übergangsweise eine Projektstelle für die Leitung des Teams der studentischen Hilfskräfte und darüber hinaus für die Vermittlung zwischen Studierenden, Mitarbeitenden und Geflüchteten. Allerdings wird davon ausgegangen, dass eine intensive Begleitung des Intergruppenkontaktes langfristig notwendig wäre:

„Das ist, glaube ich, die wesentlichste Erkenntnis nach eineinhalb Jahren, dass es nicht so einfach geht, einfach junge Menschen zu mischen, sondern dass da die verschiedenen Hintergründe schon eine große Rolle spielen und dass man die Menschen füreinander sehr sensibilisieren muss. [...] da stellen wir auch fest, dass wir mit den studentischen Bewohnern viel mehr pädagogisch arbeiten, als wir uns das gedacht und gewünscht hätten, weil wir da auch gar kein Personal dazu haben“ (Mitarbeiterin im Projekt Kistlerhofstraße).

Unterstützungsbedarf zeigte sich nicht nur für die geflüchteten Bewohner, für die pädagogische Fachkräfte zur Verfügung stehen, sondern auch für die studentischen BewohnerInnen. Diese fallen nicht in den Zuständigkeitsbereich der BetreuerInnen.

Nach meiner Einschätzung nimmt auch die Initiierung und Unterstützung von Kontakten zwischen Studierenden und Geflüchteten bei den Mitarbeitenden eine untergeordnete Rolle ein. Diese Beobachtung wird durch die Tatsache untermauert, dass der Kontakt der BewohnerInnen bisher konzeptionell nicht verankert ist (vgl. Abschnitt 3.2.1). Die pädagogischen Fachkräfte im Projekt Kistlerhofstraße initiierten zwar Veranstaltungen, wie zum Beispiel einen wöchentlichen Trommel- und Boxkurs. Diese Angebote richteten sich jedoch vorwiegend an die Bewohner mit Fluchthintergrund.

Eine Besonderheit im Projekt Kistlerhofstraße ist die Beschäftigung der studentischen BewohnerInnen als ArbeitnehmerInnen. Diese übernehmen Pfortendienste, Nachhilfestunden und Gruppendienste (vgl. Abschnitt 3.2.1). Über den Arbeitsvertrag und die ethischen Grundsätze, die alle Condrobs MitarbeiterInnen unterschreiben müssen, wird auch die Beziehung zu den ‚Klienten‘, in diesem Fall den geflüchteten Mitbewohnern, geregelt. Diese schließt beispielsweise den gemeinsamen Konsum von Alkohol und Drogen sowie Liebesbeziehungen zwischen studentischen Hilfskräften und geflüchteten Bewohnern aus. Werden die Vorgaben nicht eingehalten, müssen die Arbeitsverhältnisse aufgekündigt werden. Dies war zum Beispiel bei zwei Studentinnen der Fall, die Liebesbeziehungen zu geflüchteten Bewohnern hatten.

„Weil, die Studenten arbeiten ja hier und da gibt es dann einfach einen Rollenkonflikt. Das ist, finde ich, das große Ding, das wir nicht bedacht haben. Eigentlich im Sinne der Integration ist es ja sehr schön, wenn sich da Menschen verlieben, aber mit unserer Aufsichtspflicht im Bereich der Jugendhilfe ist das eigentlich nicht vereinbar“ (Mitarbeiterin im Projekt Kistlerhofstraße).

Die Doppelrolle als einerseits MitbewohnerInnen der geflüchteten Jugendlichen und andererseits MitarbeiterInnen von Condrobs sehen die studentischen BewohnerInnen ambivalent. Aus der Eigenwahrnehmung heraus wird mal die Rolle als MitbewohnerIn und FreundIn, mal die Rolle als MitarbeiterIn mehr betont. Allerdings wird festgestellt, dass das freundschaftliche Verhältnis auf „Hilfebene“ unter der Betonung der Arbeitnehmerrolle leide:

„Aber grad mit den Leuten, die jetzt neu eingezogen sind, habe ich manchmal schon das Gefühl, dass ich so merke, dass da mehr so dieses ja ihr arbeitet hier und wohnt noch auf der anderen Seite. Also es steht mehr das Arbeiten im Vordergrund, als es vorher war. Vorher stand mehr so dieses gemeinschaftliche, miteinander was machen im Vordergrund. Diese starre Vorgabe hat eben manches auch einfacher gemacht, aber das ist schwieriger geworden“ (Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße).

Andererseits wird die Arbeit als Zugang zu den geflüchteten Bewohnern gesehen, der den freundschaftlichen Kontakt erst ermöglicht. Eine Studentin beobachtete eine Veränderung des Kontakts, seit sie im Gruppendienst arbeitet:

„Und ich hab jetzt auch schon gemerkt, durch die paar mal die ich jetzt oben war, das ist ganz anders. Die kennen mich jetzt und das ist so heeey, ja was geht ab?“

Die Anstellung schafft einen Rahmen, um einzelne geflüchtete Bewohner besser kennenzulernen und ermöglicht so die Entstehung von Beziehungen über die

geregelter Arbeitszeit hinaus. Darüber hinaus werden zum Beispiel Pfortendienste dazu genutzt, gemeinsame Aktivitäten zu organisieren:

„Und dann, grad wenn man an der Pforte ist, ist echt öfter so, dann sagt man yo, heute bei uns gegen 20 Uhr Essen, der und der kocht. [...] also meistens entwickelt sich's eher so hier im Haus. Kommt ganz drauf an, was es ist, aber zum Beispiel an der Pforte, dann trifft man wen und dann werden es noch mehr Leute und so“ (Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße).

Die Pforte scheint außerdem als sozialer Treffpunkt zu fungieren, an dem sich Gespräche ergeben und informelle Nachhilfe gegeben wird.

Insgesamt spielen die sozialen Kontaktopportunitäten neben den räumlichen Gegebenheiten eine wichtige Rolle. Im Projekt HAWI werden BewohnerInnen mit Studierenden- und Geflüchtetenstatus gemeinsame Aktivitäten angeboten, die das Kennenlernen erleichtern. Dieses Ziel wird im Projekt Kistlerhofstraße weniger verfolgt. Die Projekte unterscheiden sich außerdem in den sozialen Rollen, die den studentischen BewohnerInnen zugeschrieben werden. Während diese im Projekt HAWI einfach MitbewohnerInnen sind, nehmen sie im Projekt Kistlerhofstraße eine Doppelrolle von Mitarbeitenden und MitbewohnerInnen ein. Daraus entstehen einerseits Rollenkonflikte, andererseits wird die Arbeit selbst zu einer Kontaktopportunität, die das gegenseitige Kennenlernen ermöglicht. Damit werden nicht vorhandene räumliche und soziale Gelegenheitsstrukturen teilweise kompensiert.

Neben den institutionellen Gegebenheiten stellte sich die oftmals prekäre Situation der geflüchteten BewohnerInnen (vgl. Abschnitt 3.1) als maßgeblich für den Alltag innerhalb der Wohnprojekte heraus. Die Zusammenhänge werden im Folgenden dargestellt.

6.1.3 Fluchtspezifische Belastungen

Wie in Abschnitt 3.1 beschrieben ist die Situation von jungen Geflüchteten häufig gekennzeichnet durch einen ungewissen Aufenthaltsstatus und die Verarbeitung traumatischer Erfahrungen. Diese Faktoren wurden in den Interviews immer wieder angesprochen. Aus der Perspektive einer Mitarbeiterin im Projekt Kistlerhofstraße ist die belastende Situation von Geflüchteten eine Kontaktbarriere:

„[...] wenn die Jugendlichen noch sehr mit sich beschäftigt sind und einfach noch am Fuß fassen sind und mit ihren Traumata zu kämpfen haben, dann sind sie bei uns einfach noch nicht richtig, weil dieses Aufmachen in die Gesellschaft, gerade mit den Studentinnen und Studenten, das geht dann noch nicht so gut.“

Auch mit traumatischen Erfahrungen in Zusammenhang stehende Verhaltensweisen wie der Missbrauch von Drogen oder aggressive und depressive Stimmungen werden als Kontakthindernis eingeschätzt, da sie auf Seiten der Studierenden zu Verunsicherungen führten:

„[...] die Jugendlichen sind denke ich überwiegend deutlich psychisch belasteter mit allen Folgen und Konsequenzen. [...] Ich denke eine typische Folge ist eine mangelnde Regulierung, also dass man wegen einer Kleinigkeit plötzlich komplett hochgeht und in einer Art und Weise ausrastet, wie das aus einer Außensicht nicht zum eigentlichen Ereignis passt. Und das

kriegen die Studenten durchaus mit und sind damit auch überfordert“ (Mitarbeiterin im Projekt Kistlerhofstraße).

Die psychischen Belastungen von geflüchteten MitbewohnerInnen wurden vor allem von den StudentInnen im Projekt HAWI thematisiert, wo das Zusammenleben sehr viel enger ist. Die InterviewpartnerInnen fühlten sich zum Teil überfordert und zogen sich zurück. Eine Studentin merkt zum Beispiel an, dass man im Kontakt mit den Problematiken der geflüchteten BewohnerInnen

„wirklich in so eine Rolle vom Sozialarbeiter reinrutscht und [sie] da einfach gar keine Kapazität zu ha[t] und kein Wissen und da fühlt man sich hilflos, weil, man kann der Person einfach nicht helfen und man will's ja trotzdem irgendwie, weil ihr seid befreundet.“

Als wichtige Entlastung werden die BetreuerInnen der Geflüchteten genannt:

„Das war der Punkt, an dem ich gemerkt habe, ok ich kann mich da nicht weiter involvieren, sonst zieht er mich mit runter. Und so leid es mir tut und so gerne ich ihm helfen würde, aber ich muss einfach zuerst auf mich selber schauen. Ich hab ihm dann auch gesagt, er soll mit den Leuten vom Büro reden, dass sie ihm irgendwas organisieren oder so, dass er eine Therapie macht“ (Bewohnerin im Projekt HAWI).

Auf die Möglichkeit, Verantwortung an die BetreuerInnen abzugeben, wurde auch von einem studentischen Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße hingewiesen: „Man muss einfach erkennen, dass man halt auch seine eigenen Probleme hat und die anderen auch ihre Probleme haben halt, und das auch nicht zu nah an sich ranlassen“.

Seit der Eröffnung des Projekts HAWI sollte bereits ein geflüchteter Bewohner in sein Herkunftsland abgeschoben werden. Die Polizei versuchte mehrmals ihn abzuholen, konnte ihn jedoch nicht antreffen. Diese Situation empfanden studentische InterviewpartnerInnen als sehr belastend und ziehen bei einer Wiederholung der Vorkommnisse einen Auszug in Erwägung. Die Konfrontation mit den Problemlagen der geflüchteten MitbewohnerInnen hat für eine interviewte Studentin außerdem die Vermeidung weiterer Beziehungen zur Konsequenz:

„[...] aber es gibt Leute, bei denen ich mich bis jetzt noch nicht aufgerafft habe, wirklich eine persönliche Beziehung aufzubauen. Und ich weiß nicht, woran das liegt, aber ja... mit denen ich meistens eher so Hallo und wie geht's sage, aber das war's dann. Ich weiß nicht warum, vielleicht weil ich das Gefühl habe, die sind nochmal so kompliziert, dann müsste ich den richtig zuhören oder ich hab jetzt schon genug Leute und genug Leben und Schicksale um mich rum und... keine Ahnung“ (Bewohnerin im Projekt HAWI).

Eine andere studentische Bewohnerin äußert hingegen die Befürchtung, sich ihren geflüchteten Mitbewohnern gegenüber unangemessen zu verhalten. Aus diesem Grund vermeide sie es, deren biographische Hintergründe anzusprechen. Daraus entsteht ebenfalls eine Kommunikationsbarriere, denn als Resultat blieben die Gespräche meist bei „Smalltalk“. Auf die Angst vor eigenem Fehlverhalten als Kommunikationsbarriere verweist auch Gudykunst (1995: 26).

„Und es gibt auch immer noch Jungs, die ich total interessant finde und wo ich mir denke, ich würde gerne voll viel über dich wissen. Aber dann ist halt so wieder dieses soll ich jetzt oder soll ich jetzt nicht. Weil ich weiß ja nicht, ob der das dann komisch findet. Würden sie wahrscheinlich nicht, aber irgendwie denkt man sich so, ich heb's mir auf für einen passenden Moment“ (Bewohnerin im Projekt Kistlerhofstraße).

Auch von Seiten der Geflüchteten stellen die rechtliche Unsicherheit und die persönlichen Belastungen eine Kontaktbarriere dar. Nach Berry (2006b: 47ff.) ist davon auszugehen, dass der Akkulturationsstress durch die Trennung von engen Bezugspersonen und die teilweise prekären Aufenthaltstitel sehr hoch ist. Kann der Stress nicht bewältigt werden, kann es zu negativen Auswirkungen bis hin zu Angststörungen und Depressionen kommen (vgl. Abschnitt 4.1). Um dies zu vermeiden, kann die ethnische Gemeinschaft als wichtige Unterstützung und Rückzugsmöglichkeit fungieren (Phinney et al. 2006: 219). Diese Annahmen decken sich auch mit den Beobachtungen einer Mitarbeiterin, die in den ungewissen Zukunftsperspektiven einen wesentlichen Grund für den Rückzug mancher Jugendlicher in ethnische Gemeinden sieht. Den Jugendlichen gelinge es dabei sehr unterschiedlich, die vorhandenen Stressoren (vgl. Berry 2006b: 43ff.) zu bewältigen.

„[...] die Erfahrung machen wir hier oft, dass die Öffnung hin zur Gesellschaft und zur deutschen Sprache einfach blockiert ist durch Ängste oder einen Rückzug in sich selber oder auch in die eigene Community. [...] das ist ja immer so eine Resilienzfrage, das ist eine Persönlichkeitsfrage. Es gibt diejenigen, die schaffen es Deutsch zu lernen, jeden Morgen aufzustehen obwohl sie aus sicheren Drittstaaten kommen und wissen, dass sie wirklich einen prekären Aufenthaltsstatus haben, die gibt's auch und die sind fröhlich und leben so von einem Tag auf den anderen. Und dann gibt's andere, gut, das Asylverfahren dauert lange und das ist zermürend, aber am Ende kommen die aus einem Land, wo man weiß, das wird gut ausgehen, aber trotzdem packen sie das nicht“ (Mitarbeiterin im Projekt Kistlerhofstraße).

Insgesamt sind fluchtspezifische Problematiken als eine Kontaktbarriere zu beurteilen. Einerseits können diese eine Überforderung für die studentischen BewohnerInnen darstellen, andererseits scheinen sie auch auf Seiten der geflüchteten BewohnerInnen die Kontaktaufnahme zu erschweren. Ein wichtiger Aspekt ist offenbar die institutionelle Unterstützung und Entlastung sowohl der geflüchteten als auch der studentischen BewohnerInnen. Die geflüchteten Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße werden, wie in Abschnitt 3.2.1 beschrieben, im Rahmen der Jugendhilfe weitaus intensiver betreut als die nachbetreuten BewohnerInnen im Projekt HAWI (vgl. Abschnitt 3.2.2). Andererseits sind die studentischen BewohnerInnen hier mehr auf sich selbst gestellt, während im Projekt HAWI auch für die StudentInnen AnsprechpartnerInnen vorgesehen sind.

6.2 Kontakt und Beteiligung der BewohnerInnen

In diesem Abschnitt untersuche ich den tatsächlich stattfindenden Kontakt zwischen BewohnerInnen mit und ohne Fluchthintergrund innerhalb der Wohnprojekte. Zunächst stelle ich in Abschnitt 6.2.1 die unterschiedlichen Motivationen der InterviewpartnerInnen dar. Daran anknüpfend beschreibe ich in Abschnitt 6.2.2 die Formen von alltäglichen Beziehungen zwischen BewohnerInnen mit und ohne Fluchterfahrung. Abschließend untersuche ich in Abschnitt 6.2.3 die individuelle Einsatzbereitschaft der BewohnerInnen.

6.2.1 Motivation der BewohnerInnen

Die BewohnerInnen der Projekte HAWI und Kistlerhofstraße berichten von sehr unterschiedlichen Motiven bei der Wahl des Wohnheims. Diese hängen meines Erachtens eng mit den unterschiedlichen Lebenslagen zusammen (vgl. Abschnitt

6.1.3). Insgesamt konnte ich beobachten, dass bei den geflüchteten BewohnerInnen zum großen Teil die Verbesserung der Wohnsituation ausschlaggebend für die Entscheidung war. Für einen geflüchteten Bewohner aus München beispielsweise spielte der integrative Ansatz keine Rolle: „Hauptsache war nur, dass ich etwas finde, wo ist besser als vorher“. Einem Bewohner mit Fluchthintergrund aus Wien ist das geschütztere Umfeld im Vergleich zu seiner vorherigen Unterkunft wichtig: „Weil im Camp, viele Leute kämpfen und auch Drogen. Viele Polizei kommt. Hier gibt's keine“. Darüber hinaus wird auch das Zusammenleben mit österreichischen und deutschen StudentInnen als Vorteil gesehen. Dabei werden Aspekte wie das sprachliche und kulturelle Lernen und der Zugang zu Informationen genannt, die sich unter den Begriffen der Kulturation und der Interaktion als Dimensionen der Sozialintegration zusammenfassen lassen (Esser 2001: 16; vgl. Abschnitt 4.1; 4.2). Die Möglichkeit des Kontakts zu Einheimischen wird als Zugang zu sozialem und kulturellem Kapital positiv bewertet und gezielt gesucht:

„Then I need Austrian friends. To understand the situation of the Austrian, language. I need to make relationship, integration, with Austrian people“ (Bewohner im Projekt HAWI).

„Muss bisschen reden, erklären, über ihre Universität, über ihren Job, über ihre Träume, alles. Was ich später arbeite, wir planen. Muss ich auch gehen zu University, muss ich auch was machen. Ich brauche ein bisschen Idee von diese andere Leute“ (Bewohner im Projekt HAWI).

Auch bei den studentischen BewohnerInnen ist die Motivationslage unterschiedlich ausgeprägt. Neben der Suche nach Wohnraum war in den meisten Fällen auch das Interesse an den Projekten und am persönlichen Kontakt zu Geflüchteten sowie der Wunsch, sich sozial zu engagieren, ausschlaggebend.

„Also erstmal habe ich ein Zimmer gesucht. Und dann habe ich mir gedacht, das passt zu mir. Weil, ich bin ein sozialer Mensch, [...] wollte sowieso was mit Flüchtlingen machen. Das war der Hauptgrund. Also es gibt andere, die ziehen hier ein, die sagen, ich will ein Zimmer, fertig. Die haben gar keine Lust, sich zu integrieren, also mit den Jungs oder halt auch anders irgendwie und arbeiten hier auch gar nicht. Und dann gibt's welche, die sind nur wegen dem Projekt hergezogen. Bei mir war das so, ich hab's zufällig gesehen und dachte mir dann, ja, das könnte was für mich sein“ (Bewohnerin im Projekt Kistlerhofstraße).

Ein weiterer Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße gab an, sich ein eigenes Bild von der medial viel diskutierten Situation junger Geflüchteter machen zu wollen, während eine Bewohnerin im Projekt HAWI dieses als persönliche Herausforderung und „Abenteuer“ betrachtet.

Zusammenfassend muss davon ausgegangen werden, dass bei den BewohnerInnen mit Studierenden- und Geflüchtetenstatus neben dem Interesse an den Projekten und am Kontakt zu Geflüchteten beziehungsweise Einheimischen zahlreiche weitere Gründe für die Projektteilnahme ausschlaggebend sind. Die unterschiedlichen Interessenslagen der BewohnerInnen könnten ein Grund dafür sein, dass die Beteiligung an den Projekten sehr unterschiedlich ausfällt. Diese wird im Folgenden dargestellt.

6.2.2 Alltägliche Intergruppenkontakte

Die Beteiligung am Gemeinschaftsleben ist in beiden untersuchten Einrichtungen individuell sehr unterschiedlich. Eine Mitarbeiterin des Projekts Kistlerhofstraße fasst die Bandbreite der Beziehungen folgendermaßen zusammen:

„Also auf beiden Seiten gibt’s von Liebe über feste Freundschaften bis zu loser, lustiger Umgang miteinander, bis hin zu Ignorieren und auch Ablehnung, gibt’s eigentlich alles und zwar auf beiden Seiten. Es gibt Schüchterne auf beiden Seiten und dann gibt’s auch Leute wie Rafi⁵, ich glaube der pflegt keinen engen Kontakt, aber der kennt alle und quatscht mit allen.“

Auch eine interviewte Mitarbeiterin im Projekt HAWI geht davon aus, dass es sowohl auf Seiten der Studierenden, als auch auf Seiten der Geflüchteten „die üblichen Verdächtigen“ gibt, die sich sehr engagieren und viel Kontakt innerhalb des Wohnheims suchen und andere, die weniger Interesse zeigen. Auch hier gibt es Liebesbeziehungen, Freundschaften und Bekanntschaften zwischen den BewohnerInnen sowie Personen, die „einfach nur ihre Ruhe wollen und ihr Zimmer wollen und essen wollen und schlafen wollen“ (Bewohnerin im Projekt HAWI). Diese Erfahrung machte auch ein Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße:

„Also manche wollen halt gar nicht auf die andere Seite gehen oder manche Studenten wollen auch gar nicht auf diese Seite kommen. Das kommt ja immer drauf an, ob die das wollen oder nicht. Zum Beispiel ich gehe gerne zu den Studenten, mit denen ich gut reden kann. Oder die kommen manchmal zu mir hierher. Also das kommt echt drauf an. Manche Studenten seh ich, die kommen gar nicht hier her und die sagen mir nicht mal Hallo. Oder manche von hier, die sagen auch nicht mal Hallo.“

Neben der Intensität der Kontakte lassen sich auch verschiedene Arten von Beziehungen unterscheiden. Ein studentischer Interviewpartner beschreibt beispielsweise freundschaftliche Beziehungen zu mehreren geflüchteten Bewohnern, mit denen er Musik hört, trommelt, Basketball und Playstation spielt oder baden geht. Bei ihm überschneiden sich außerdem die Netzwerke innerhalb und außerhalb des Wohnheims:

„Und dann sag ich halt zu meinen deutschen Freunden, ja es kommt noch einer aus [dem Wohnheim] vorbei und dann sagen die ja cool, passt. Und dann kennen die sich meistens auch schon. Und genauso werde ich von ihnen oft eingeladen und bin dann mal mit den Syrern oder den Gambiern zusammen [...] das vermischt sich dann einfach so“ (Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße).

Ein geflüchteter Bewohner hingegen erzählt im Interview, dass er im Alltag wenig Berührungspunkte mit den studentischen BewohnerInnen hat, aber gerne an größeren Veranstaltungen teilnimmt:

„[...] also was mir gefällt, ist, dass wir manchmal ein schönes Projekt machen können, zum Beispiel Silvester oder so. Und einfach Party zusammen machen können, das finde ich einfach cool. An Silvester, wir haben alle zusammen auf dem Balkon gestanden, viele Leute“ (Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße).

Bei einem anderen studentischen Interviewpartner beschränkt sich der Kontakt vor allem auf die Nachhilfestunden und die Pfortendienste sowie kurze, zufällige Begegnungen:

⁵ Name geändert

„Also in der Routinewoche ist die Interaktion wirklich meistens so, bei mir auf jeden Fall, auf die Nachhilfestunden und dann die Gespräche davor und danach, wenn man da noch jemanden trifft... Und ansonsten ist es halt dann mal die Pforte, wenn man eh grad im Dienst ist, oder mal auf der Straße, beim Einkaufen oder auf dem Weg zur U-Bahn oder so. Aber dass man sich dann nicht nur grüßt, sondern stehen bleibt und bisschen redet, das ist dann schon ein kleinerer Kreis von Leuten, die man dann auch besser kennt“ (Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße).

Wie hier bereits angedeutet, haben sich innerhalb der Projekte Gruppen gebildet, die engeren Kontakt haben. Ein geflüchteter Interviewpartner weist auf die Bildung von Cliques hin:

„[...] es gibt einige hier, das ich rede mehr, viel reden. Und es gibt die anderen, das wir einfach sagen Hallo, Tschüss, wie geht's dir, fertig“ (Bewohner im Projekt HAWI).

Im Integrationsprojekt Kistlerhofstraße beschreibt eine Mitarbeiterin die Bildung einer Kerngruppe aus BewohnerInnen, die schon von Anfang an im Wohnheim wohnen und sich gut kennen:

„Grad die erste Generation, die hier so eingezogen ist an Studenten und Jugendlichen, die haben einen sehr engen und guten Kontakt. Da findet ganz viel statt, was wir im Alltag auch gar nicht unbedingt mitkriegen. Also gemeinsames Essen, Kochen, Weggehen, mal schnell rüber, weil der Drucker da besser ist. So auf einer ganz niedrigschwelligen Ebene findet da ganz viel statt.“

Sie machte die Beobachtung, dass es von den „folgenden Generationen“ ein paar BewohnerInnen gibt, „die da so ein bisschen den Anknüpfungspunkt verloren haben“. Dies könnte zum Beispiel auf einen geflüchteten Interviewpartner zutreffen, der bisher sehr wenig Kontakt zu den studentischen BewohnerInnen hatte und mit der Idee und dem Ziel des integrativen Wohnens nicht vertraut wirkte. Er ging beispielsweise davon aus, dass die Studierenden im Wohnheim leben, weil sie dort schlichtweg weniger Miete zahlen würden. Diese Einschätzung des Projektes könnte unter anderem daran liegen, dass die Studierenden konzeptionell bisher eine Nebenrolle einnehmen und die Jugendhilfeeinrichtung stark im Vordergrund steht.

Andere BewohnerInnen, die seit der Eröffnung im Integrationsprojekt Kistlerhofstraße leben, berichten von engeren Beziehungen zu den AnfangsbewohnerInnen. Dies wird beispielsweise mit der anfänglich niedrigen BewohnerInnenzahl, die ein leichteres Kennenlernen ermöglichte, erklärt:

„Ja, also am Anfang hat man noch jeden gekannt. Da hat man auch oft was miteinander gemacht und jetzt werden wir immer mehr Leute. Und es wechseln die ganze Zeit Leute, also es kommen welche und es gehen welche. Und ich finde das ist ziemlich schwierig bei über 60 Leuten, dass man da noch jeden kennt. Ja und das sind halt auch... also es sind immer noch welche vom Anfang da und die kennt man dann natürlich besser [...]. Also ich find grad, wenn man studiert und auch nebenbei was zu tun hat, dann kann man auch nicht immer was machen und so und dann... derweil sind schon wieder 10 neue Leute da oder so“ (Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße).

Allerdings haben auch andere InterviewpartnerInnen, die erst später eingezogen sind, Intergruppenbeziehungen etabliert. Beziehungen und Gruppen bilden sich in der Regel auf der Grundlage gemeinsamer Aktivitäten heraus. Sport und insbesondere Fußball sind im Integrationsprojekt Kistlerhofstraße wichtige Anknüpfungspunkte. Außerdem wird das gemeinsame Kochen und Essen – auch bei

getrennten Küchen – immer wieder als Berührungspunkt genannt. Reinders (2004: 124) geht davon aus, dass gemeinsame Aktivitäten ein wichtiger Faktor für die Entstehung von Freundschaften sind. Im Integrationsprojekt Kistlerhofstraße wurden beispielsweise immer wieder *die Fußballer* als eine Kategorie genannt, zu der gleichermaßen BewohnerInnen mit und ohne Fluchthintergrund gehören und die daher quer zu Herkunftskategorien liegt (vgl. Abschnitt 4.3). Im Projekt HAWI nehmen Aktivitäten wie das gemeinsame Kochen sowie Tischtennis und Tischfußball ebenfalls einen großen Stellenwert im Gemeinschaftsleben ein.

In Summe gilt für beide untersuchten Projekte, dass sich je nach Motivation und Kapazitäten der BewohnerInnen ganz unterschiedliche Beziehungsformen zwischen Geflüchteten und Studierenden herausbilden. Darüber hinaus entstehen Gruppen, die einerseits aufgrund von gemeinsamen Interessen und andererseits aufgrund der in den Abschnitten 6.1.1 und 6.1.2 dargestellten Opportunitäten zusammenfinden. Dabei ist, neben den räumlichen Gegebenheiten, die institutionelle Unterstützung des Kontakts entscheidend. Im Folgenden untersuche ich, inwieweit BewohnerInnen bereit sind, sich über das alltägliche Leben hinaus einzubringen.

6.2.3 Individuelles Engagement

In beiden Projekten besteht Seitens der Verantwortlichen die Erwartung, dass die BewohnerInnen sich über das Wohnen hinaus engagieren. Im Projekt Kistlerhofstraße richtet sich diese Erwartung insbesondere an die Studierenden. Dies steht meines Erachtens in engem Zusammenhang mit deren Doppelrolle als MitarbeiterInnen und BewohnerInnen (vgl. Abschnitt 6.1.2).

Aus der Perspektive der studentischen BewohnerInnen waren die geflüchteten Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße schwer für die von ihnen angebotenen Aktivitäten zu mobilisieren. Dies führte dazu, dass ihr Engagement „zum Stocken gekommen“ sei, da die „Frustrationsgrenze“ bei „einigen überschritten worden“ sei. Im Zuge dessen seien „ganz viel so Sachen irgendwann gescheitert, weil man die eins zwei Mal gemacht hat, dann kamen nicht so viele und dann hat man halt wieder aufgehört“. Mögliche Gründe sehe ich in den, in den Abschnitten 3.1 und 6.1.3 dargestellten, Problemlagen junger Geflüchteter, den damit einhergehenden eingeschränkten zeitlichen Kapazitäten, den Motivationslagen der BewohnerInnen (vgl. Abschnitt 6.2.1) und der räumlichen Trennung, die den Abbau von Berührungspunkten erschweren könnte (vgl. Abschnitt 6.1.1). Darüber hinaus könnten sich die vorgegebenen sozialen Rollen negativ auswirken, die den Geflüchteten einen Klientenstatus zuschreiben, während Studierende als OrganisatorInnen die Verantwortung übernehmen. Diese Rollenverteilung kann im Vergleich zu natürlichen Peer-Beziehungen, die auf Gleichheit und Freiwilligkeit basieren, unattraktiv sein (vgl. Abschnitt 4.2.2). Aus der Verantwortungsposition resultierte für die Studierenden außerdem ein Konflikt mit den pädagogischen MitarbeiterInnen:

„Also klar am Anfang steckt da in jedem Projekt Euphorie drinnen. Aber es gibt halt viele Sachen, die noch nicht passiert sind, wo es zwar heißt, das wollen wir machen, aber... ich bekomms halt einfach mit, du setzt dich ein, zum Beispiel als Student und dann gerätst du aber in Konflikt mit der Leitung, mit den Betreuern... und dann ist halt Frustration da, dann

sagst du halt boah ich hab auch kein Bock mehr jetzt. Wenn du ewig immer wieder, was ist jetzt, und kriegen wir jetzt Geld und machen wir das jetzt. Und dann kommt immer wieder nur, ja da müssen wir jetzt schauen und tralalaa... das ist so anstrengend“ (Bewohnerin im Projekt Kistlerhofstraße).

Aus deren Perspektive sind die Erwartungen der Studierenden dabei häufig nicht realistisch. Teilweise fehle die Einsicht in rechtliche Zusammenhänge und Finanzierungsfragen.

„Die Treffen mit den Studentinnen und Studenten habe ich immer sehr verschieden erlebt. Zum Teil wahnsinnig konstruktiv, zum Teil aber auch sehr, sehr fordernd. [...] Das hat oft keinen Bezug dazu, was ist real möglich, das ist auch oft nicht verbunden mit Einsatzbereitschaft“ (Mitarbeiterin im Projekt Kistlerhofstraße).

Vielen StudentInnen im Projekt Kistlerhofstraße ist der Organisationsaufwand für Aktivitäten in Absprache mit Condrobs zu hoch. Stattdessen werden „informell“ und spontan gemeinsame Aktivitäten organisiert. Dazu sind die BewohnerInnen über eine gemeinsame Gruppe im Messenger-Dienst WhatsApp vernetzt.

„Also zum einen sind wir angehalten von Condrobs, eigene Ideen zu verwirklichen und das zu machen ist wirklich schwierig. [...] man muss lange vorausplanen, aber man kann nie genau sagen, wie viele dann kommen, ob es stattfindet usw. Das ist total schwierig, aber alles andere ist gar kein Problem. Das man sagt, wir ziehen mal los und dann trifft man sich halt irgendwann. Wer dann da ist, ist da, wer nicht da ist, kommt halt nicht mit. [...] Also über die WhatsApp Gruppe oder über die Pforte unten... oder meistens mache ich das jetzt so, wenn ich eh schon ungefähr weiß, wer mitkommt, dass ich privat Leute anschreibe“ (Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße).

Im Projekt HAWI stehen bisher ebenfalls Aktivitäten im Vordergrund, die wenig Organisationsaufwand erfordern:

„Ich glaube, dass es viele, viele Leute hier gibt, die Interesse haben an Gemeinschaft so und daran, ein bisschen zusammen abzuhängen und zusammen zu kochen und so was zusammen zu machen und befreundet zu sein, aber jetzt nicht irgendwie so... nichts was mit Kraft verbunden ist. [...] jetzt mal so mega eine Idee einzubringen und die dann auch umzusetzen, ich glaub, das ist den meisten zu viel Aufwand einfach“ (Bewohnerin im Projekt HAWI).

Bisher fiel es den Verantwortlichen sowohl im Projekt HAWI als auch im Projekt Kistlerhofstraße schwer, Beteiligungsstrukturen zu etablieren. Im Projekt Kistlerhofstraße kommen die geflüchteten Bewohner eher unzuverlässig zu Bewohnermeetings für den Jugendhilfebereich und auch hausübergreifende partizipative Strukturen scheiterten bisher an der geringen Teilnahme der BewohnerInnen. Im HAWI Wien finden zwar regelmäßig Hausversammlungen statt, die interviewten Mitarbeiterinnen weisen jedoch darauf hin, dass diese kein „Selbstläufer“ seien. Bisher übernehme die Caritas noch viel Verantwortung:

„Doch, wir schauen, dass die meisten von uns dabei sind, weil, der Termin würde nicht stattfinden, wenn wir nicht da wären. Das ist nicht so, dass... man muss wirklich von Tür zu Tür gehen, jetzt ist Hausversammlung, kommt sofort. Das klappt sonst leider nicht.“

Ein wichtiger Aspekt ist hier meines Erachtens die Bereitschaft der BewohnerInnen, Zeit und Energie in die Wohnprojekte zu investieren. Der Faktor Zeit wurde in den Interviews immer wieder angesprochen. Ein Großteil der Interviewten scheint es als Belastung zu empfinden, neben Studium, Schule oder Ausbildung auch im Wohnheim Verantwortung zu übernehmen.

„[...] was einfach locker entsteht, von alleine, das entsteht und das ist cool und man hat ja auch Freunde hier und das ist ja auch gemeinschaftlich, aber ... ja man muss jetzt auch nicht alles erzwingen wollen“ (Bewohnerin im Projekt HAWI).

Darüber hinaus haben soziale Beziehungen außerhalb der Wohnprojekte oftmals Priorität. Zwei geflüchtete Bewohner aus dem Projekt Kistlerhofstraße erzählen, dass die Kontakte innerhalb des Wohnheims für sie eher eine untergeordnete Rolle im Vergleich zu anderen Freundschaften einnehmen.

„Meine Freunde, draußen? Ist ein bisschen anders. Ja, weil die sind meine Freunde, aber die hier, vielleicht wir machen nur einmal was. Aber die draußen, das sind richtige Freunde.“

Auch von studentischer Seite erfuhr ich immer wieder, dass BewohnerInnen insgesamt selten zu Hause sind und die Semesterferien häufig bei ihren Familien verbringen.

Insgesamt ist also davon auszugehen, dass der Großteil der BewohnerInnen nur bedingt bereit ist, sich über das alltägliche Zusammenleben hinaus in den Wohnprojekten zu engagieren. Im Vordergrund stehen gemeinsame Aktivitäten wie Kochen oder Fußballspielen, die spontan und ohne größeren Organisationsaufwand möglich sind. Zu welchen MitbewohnerInnen Kontakt gesucht wird, hängt neben den gemeinsamen Interessen von vorgenommenen sozialen Kategorisierungen ab. Diese werden im nächsten Abschnitt untersucht.

6.3 Soziale Identitäten und Abgrenzungen

Wie in Abschnitt 4.3 dargestellt, sind Individuen Mitglieder unterschiedlicher sozialer Gruppen und Kategorien. In bestimmten Kontexten sind jedoch nur bestimmte Zugehörigkeiten salient. In Abschnitt 6.3.1 stelle ich zunächst anhand der Kategorien *Studierende* und *Geflüchtete* eine Abgrenzung vor, die von meinen InterviewpartnerInnen vorgenommen wurde. Des Weiteren konnte ich in beiden Projekten Abgrenzungen anhand von Engagement und Verhaltensauffälligkeiten der BewohnerInnen beobachten, die ich in Abschnitt 6.3.2 unter dem Titel „gute“ und „schlechte“ MitbewohnerInnen zusammenfasse.

6.3.1 Studierende und Geflüchtete

Beide Projekte geben strukturell die Bewohnergruppen *Geflüchtete* und *Studierende* vor. Im Integrationsprojekt Kistlerhofstraße ist die Zulassung der Geflüchteten an das Recht auf Jugendhilfe gebunden. Im Projekt HAWI können volljährige Geflüchtete in der Regel nur bis zum Abschluss des Asylverfahrens aufgenommen werden. Hinzu kommen hier die drei separaten Wohngruppen für minderjährige Geflüchtete. Auch wenn die Gruppengrenzen vermeintlich klar definiert sind, werden diese, abgesehen von der Heterogenität innerhalb der Gruppen, immer wieder durchbrochen. Im Projekt Kistlerhofstraße leben beispielsweise eine Studentin mit Fluchthintergrund sowie ein Student aus dem Iran, der in Deutschland studiert. Im Projekt HAWI stammt der Großteil der studentischen BewohnerInnen nicht aus Österreich, sondern aus dem (europäischen) Ausland. Die internationalen Studierenden sind dabei oft erst nach den geflüchteten BewohnerInnen nach Österreich gekommen. Außerdem leben hier Geflüchtete, die in ihren Herkunftsländern bereits ein Studium abgeschlossen haben oder in Österreich ein Studium aufnehmen oder fortsetzen.

Zudem gibt es, wie in Abschnitt 3.3.2 beschrieben, ehemalige Nachbetreute, die nach Abschluss ihres Asylverfahrens unter dem Studentenstatus weiterhin im HAWI leben. Die Heterogenität der Gruppen wird auch von den BewohnerInnen als solche wahrgenommen. Ein geflüchteter Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße differenziert auf die Frage hin, wie der Kontakt zu den Studierenden sei:

„Also manche Studenten ist scheiße, manche ist nett. Zum Beispiel der eine Junge ist da unten, ist ganz scheiße. Er ist immer, keine Ahnung... wenn du ein Besucher... Hey Hey Hey, wie heißt dein Besucher? [...] er nimmt sich selber wie er ist ein Chef. Ja, deswegen wir verstehen uns nicht.“

Damit verweist er auf die Besonderheit im Projekt Kistlerhofstraße, wo die Studierenden, neben ihrer Rolle als MitbewohnerInnen, Verantwortung als MitarbeiterInnen tragen (vgl. Abschnitt 6.1.2). Die Geflüchteten sind hingegen Adressaten der Jugendhilfe. Aufgabe der Studierenden ist es, die Erfordernisse der Jugendhilfe, zu denen die Kontrolle der Besucher und der Ausgangszeiten gehören, mitzutragen. Die unterschiedliche rechtliche Stellung verstärkt neben der räumlichen Trennung der Wohngruppen die Abgrenzung zwischen Geflüchteten und Nicht-Geflüchteten. Von einer Statusgleichheit, die Allport (1954; 1971) zu einer Bedingung eines positiven Intergruppenkontaktes macht, kann nicht ausgegangen werden.

„Dann gibt's den Anspruch, es soll Integration stattfinden, also Jugendliche und Studenten sollen ganz viel miteinander machen in der Freizeit, im Alltag und andererseits stehen die Jugendlichen noch unter einem besonderen Schutz durch die Jugendhilfe und dadurch aber auch unter besonderen Regelungen, die die Studenten nicht haben und da entstehen verschiedene Konflikte“ (Mitarbeiterin im Projekt Kistlerhofstraße).

Die unterschiedlichen Regelungen für Geflüchtete als Jugendhilfeempfänger und Studierende als MieterInnen werden von den BewohnerInnen in Frage gestellt. Eine studentische Bewohnerin äußert, dass sie sich eine Anpassung der Regeln wünschen würde, „um eine Gleichberechtigung zu finden“. Von geflüchteten Bewohnern werden die verschiedenen Besuchsregelungen sowie die unterschiedliche Ausstattung der Apartments ebenfalls kritisch gesehen:

„Ich hätte auch sehr gerne ein Bad in meinem Zimmer [...]. Also das ist schon ein bisschen komisch, weil warum? Ich kann dir nicht sagen, weil wir Flüchtlinge sind? Ich weiß es nicht, warum die das gemacht haben“ (Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße).

Aus der Perspektive der Projektverantwortlichen nehmen die Studierenden zum Teil eine Rolle von „Sprechern der Entrechteten“ ein, da sie den Sinn von Jugendhilfestandards nicht nachvollziehen könnten.

„Und auch da war es hilfreich, immer wieder zu erklären, wir machen hier Jugendhilfe, wir machen das nicht, weil wir wem Böses wollen, sondern weil wir einen Auftrag haben. Klar, der Auftrag ist Verselbstständigung und Integration und dazu gehört morgens aufzustehen und abends rechtzeitig im Bett zu sein, um genug zu schlafen. Auch so Jugendschutzthemen, das muss man alles erklären. Und sie auch immer wieder daran erinnern, dass es doch ein Unterschied ist zwischen einem reinen Wohnverhältnis bei uns mit allen Rechten die eben Mieter und Mieterinnen haben und dann in dem Jugendhilfebereich“ (Mitarbeiterin im Projekt Kistlerhofstraße).

Während der Interviews wurden allerdings sowohl von den BewohnerInnen als auch von den Mitarbeiterinnen eher die Gemeinsamkeiten von Studierenden und Geflüchteten, wie das gleiche Alter oder die gleichen Interessen betont. Der Geflüchtetenstatus solle im alltäglichen Kontakt keine Rolle spielen:

„Weil, ich will die halt ganz normal als meine Freunde und Mitbewohner ansehen und nicht immer gleich mit der Frage konfrontieren, wo kommst du her und warum bist du geflüchtet und warst du auch auf einem Schlauchboot usw. Weil, das steht für mich nicht im Vordergrund. Ich sehe die halt einfach als normale Menschen, mich fragt auch keiner, bist du mit dem Zug oder mit dem Auto gekommen“ (Bewohnerin im Projekt Kistlerhofstraße).

Diesem normativen Anspruch werden die BewohnerInnen im Alltag nicht immer gerecht. Die Kategorisierung in Geflüchtete und Nicht-Geflüchtete ist in vielen Situationen salient und es entsteht eine Vergleichssituation (Tajfel und Turner 1979: 40; vgl. Abschnitt 4.3). Mehrere InterviewpartnerInnen beschreiben eine Hierarchisierung innerhalb des Projekts Kistlerhofstraße. Dabei würde den studentischen BewohnerInnen ein höherer Status zugeschrieben.

„Die leben schon selbstständig, haben ihr Apartment, haben keine Regulierung durch die Jugendhilfe, also der Student per se ist eine coole Sau. Und somit auch ein Modell, das man nachmachen möchte. Das ist so das Ziel, der Wunsch, Student sein“ (Mitarbeiterin im Projekt Kistlerhofstraße).

Die Statusungleichheit von Geflüchteten und Studierenden spricht auch ein Bewohner mit Fluchthintergrund aus dem HAWI an:

„Für die Neuen ist es gutes Leben, für die Leute sind Asylbewerber, ist gute Qualität mit diese, keine Ahnung, mit diese Studenten, weil wir sind keine Ahnung Asylbewerber und die anderen sind Studenten. Das ist ein guter Kontakt.“

Eine Hierarchisierung wurde auch von Studierenden vorgenommen. Die Gruppengrenzen werden hier von einer Studentin im Integrationsprojekt Kistlerhofstraße betont, als es zu negativen Konsequenzen für die Eigengruppe kommt:

„Jetzt zum Beispiel haben wir eine neue Regelung für den Waschkeller. Und vorher ist halt einfach viel Chaos da unten gewesen [...] und man kann sich halt schon sehr sicher sein, dass das halt keine Studenten sind. Weil wir halt einfach mit so einem Haushalt auch aufgewachsen sind und mei, die haben halt keine Waschmaschine, Spülmaschinen und Mülltrennung zu Hause gehabt. Und da ist es halt jetzt so, was bei den Flüchtlingen gilt, gilt halt bei uns auch. Also wir müssen auch hingehen, unsere Nummer sagen, den Wäschechip holen, wir werden aufgeschrieben.“

Ein anderer Student hingegen betrachtet dieselbe Situation als ein generelles Problem des Zusammenlebens: „Klar nervt das ein bisschen, aber das liegt nicht an den Flüchtlingen, das liegt einfach daran, dass es ein Wohnheim ist und das es halt immer Probleme gibt.“

Die Abgrenzungen zwischen Studierenden und Geflüchteten sind nicht statisch, sondern werden je nach Kontext vorgenommen. Ganz im Sinne der Kontakthypothese (Allport 1954; 1977; vgl. Abschnitt 4.3) beschreibt eine Studentin, wie die Gruppengrenzen mit zunehmendem Kontakt an Relevanz verlieren. Stattdessen rücke die persönliche Beziehung in den Vordergrund. Dies bemerkt sie

zum Beispiel während des Pfortendienstes, wo sie die ein- und ausgehenden geflüchteten Bewohner und ihre BesucherInnen registrieren muss:

„Ich merk’s auch, wenn ich an der Pforte sitze. Also wir haben da ja diesen Karteikasten, wo wir immer sortieren müssen, wer geht raus, wer geht rein. Und ich merk’s halt selbst, wenn jemand kommt, mit dem ich bisschen mehr zu tun hab, dann ist das halt so, heyyy, was geht ab, gehst du zur Schule, alles klar, ciao. Und dann sitz ich so da und mach mein Zeug und dann kommt so irgendwann, hey Moment, das ist ja ein Flüchtling, ich muss den jetzt umstecken. Weil, das ist gar nicht so drin, das ist einfach ein Mensch, für mich ist das nicht irgendjemand, der in dem System ist und den ich da umstecken muss. Ich finde das immer wieder krass, bei manchen, mit denen ich nichts zu tun hab, das ist das so voll, häh wer ist das, ich muss den umstecken und bei manchen so, da denke ich gar nicht dran, dass der eine Karte hat und dass das mein Job ist, da jetzt zu sagen, ok der geht raus. Weil ich mir auch denke, das geht keinen was an, was er jetzt macht oder welches Mädels er mit nach Hause nimmt.“

Hewstone (2004: 13) und Brewer und Gaertner (2001: 464; vgl. Abschnitt 4.3) heben die Rolle bestehender Gemeinsamkeiten für den Abbau von Intergruppenbarrieren hervor. Diese Annahme bestätigt auch ein Bewohner des Projekts Kistlerhofstraße:

„[...] was man jetzt so als die Klischees betrachten würde, sind natürlich hier auch so ein bisschen gewesen. Aber das ist jetzt ja nichts, was ich schlimm finde. Deswegen wohne ich ja auch gerne hier, weil das eben ein Austausch ist. Und man einerseits viel voneinander und übereinander lernen kann und andererseits in einem sehr entspannten Verhältnis, weil man auch viel gemeinsam hat. Gleiches Alter, gleiche Interessen. Und dass man da eben auch sehr gut das alles abbauen kann und mit einer gewissen immer größeren Selbstverständlichkeit.“

Zusammenfassend betrachte ich die Kategorien *Geflüchtete* und *Studierende* als sehr prägend für den Alltag beider Projekte, auch deshalb, weil diese konzeptionell auf genau dieser Unterscheidung basieren. Vermeintliche Unterschiede zwischen Geflüchteten und Studierenden werden mal der Herkunft und kulturellen Zugehörigkeiten, mal den strukturellen Ungleichheiten zugeschrieben. Insbesondere bei Konfliktsituationen greifen BewohnerInnen auf die Gruppenzugehörigkeit als Erklärungsmodell zurück. Abgrenzungen zwischen Studierenden und Geflüchteten sind jedoch fluide und können mit der Entstehung von persönlichen Beziehungen an Bedeutung verlieren. Darüber hinaus lassen sie Raum für weitere Kategorisierungen, die oftmals entlang von gemeinsamen Interessen verlaufen (vgl. Abschnitt 6.2.2). Eine von mehreren InterviewpartnerInnen vorgenommene Abgrenzung war die von der Herkunft weitgehend unabhängige Unterteilung in „gute“ und „schlechte“ MitbewohnerInnen. Dieser Aspekt wird im nächsten Abschnitt dargestellt.

6.3.2 „Gute“ und „schlechte“ MitbewohnerInnen

Sowohl im Projekt Kistlerhofstraße als auch im Projekt HAWI sind die BewohnerInnen mit unterschiedlichen Erwartungshaltungen seitens der MitarbeiterInnen und der MitbewohnerInnen konfrontiert. Daraus entsteht eine Bewertungssituation, in der einigen BewohnerInnen positive Eigenschaften wie Kompetenz, Kooperationsbereitschaft und Engagement zugeschrieben wird und andere negativ auffallen. In der Kistlerhofstraße mussten beispielsweise bereits mehrere Geflüchtete wegen Fehlverhalten wieder ausziehen, während mehrere Studierende ihre Nebenjobs innerhalb des Projekts verloren. Im HAWI fallen die

unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten in den angegliederten Wohngruppen immer wieder negativ auf. Diese Gruppe wird in den Interviews mehrfach als Hauptproblem benannt: „[...] das Projekt würde super laufen, wenn man die minderjährigen Geflüchteten weglässt“ (Mitarbeiterin im Projekt HAWI). Auch volljährige Geflüchtete grenzen sich von den Minderjährigen ab: „[...] they can mess you [...]. They are not bad, but they are young.“ Dadurch entsteht eine gemeinsame Identität der volljährigen Geflüchteten als „Studenten“. Im Gegensatz zu den Minderjährigen werden diese nur aufgenommen, wenn sie einen Schul-, Sprachkurs- oder Studienplatz vorweisen können.

„[...] wir müssen aufpassen, dass nicht Probleme machen. Weil jetzt alle sind Studenten und denkt nicht an kämpfen oder etwas, sondern Lernen oder Spaß oder eine gute Bewohnen“ (Bewohner im Projekt HAWI).

Diese Abgrenzung wird auch von Mitarbeitenden und (europäischen) Studierenden im Projekt HAWI unterstützt. Die Grenzen verlaufen hier also nicht nur zwischen Geflüchteten und Nicht-Geflüchteten sondern auch zwischen jungen Erwachsenen und Minderjährigen.

Mehreren Interviewten mit Fluchthintergrund ist der Kontakt zu Menschen, „die etwas verstehen“ und zielstrebig sind, wichtig: „Also es gibt manche Leute, die denkt nicht über seine Zukunft. Ich will nicht mit diesen Leuten reden, das ist meine Idee.“ Dabei werden bewusst Kontakte gesucht, die im Sinne von sozialem Kapital (vgl. Abschnitt 4.2.1) bei der Realisierung der eigenen Ziele hilfreich sind:

„But the people who make effort is your best friend. Immer, always. And the person is in your group and he wants to drink something or to smoke something, is not your friend. He play your future“ (Bewohner im Projekt HAWI).

Dies ist unabhängig von der Herkunft, denn auch mit österreichischen Jugendlichen meidet der Interviewte den Kontakt, wenn sie beispielsweise Alkohol trinken. Aus demselben Grund sucht ein Interviewpartner mit Fluchthintergrund im Projekt Kistlerhofstraße vor allem Kontakt zu seinen studentischen NachbarInnen. Er ist sehr gut mit zwei studierenden MitbewohnerInnen befreundet und grenzt sich von den Milieus ab, in denen sich einige seiner geflüchteten Mitbewohner bewegen:

„Es gibt so ein Sprichwort, zeig mir deine Freunde und ich zeig dir deine Zukunft. [...] Ob du halt zur Universität gehst oder zum Hauptbahnhof. Also Hauptbahnhof ist alles, keine Ahnung, mit Drogen, kein Schulabschluss. Aber wenn du zur Universität gehst, da sind die Leute, die was verstehen und die schlau sind und so. Deswegen, ich such mir immer gute Freunde. Deswegen, ich find's hier schon gut mit den Studenten.“

Im Projekt Kistlerhofstraße wurde in vielen Interviews differenziert zwischen BewohnerInnen, die sich am Gemeinschaftsleben beteiligen und den „anderen 50 Prozent“, die sich eher zurückziehen. Ein Student unterscheidet sowohl bei den Geflüchteten, als auch bei den Studierenden zwischen engagierten und weniger engagierten BewohnerInnen. Bei den Geflüchteten gebe es auf der einen Seite „Jungs, wo man sieht, dass sie super mitkommen und super sich integrieren und auch wollen“. Auf der anderen Seite gebe es „wiederum welche, die nur mit ihren Freunden, die kaum eigentlich da sind“. Bei den StudentInnen verläuft die Grenze für

ihn zwischen den engagierteren Gruppendiensten und den weniger engagierten Pfortendiensten:

„Also du merkst es ja selber, wer hier im Gruppendienst mitarbeitet und wer nur an der Pforte sitzt [...]. Viele sehen es so, sie würden sich integrieren oder sie würden bei der Integration mithelfen, wenn sie sich mal an die Porte setzen und da mal mitarbeiten. Das ist aber... für mich würde ich das gar nicht mit dazu zählen.“

Eine interviewte Mitarbeiterin geht davon aus, dass sowohl auf Seiten der Studierenden, als auch auf Seiten der Geflüchteten ein „gewisses Klientel“ notwendig ist, damit das Zusammenleben gelingt. Auf Seiten der Geflüchteten setze dies voraus, dass sie bereits „ein gewisses Maß an Selbstständigkeit haben und reif genug sind für diesen Integrationsgedanken“. Hindernisse seien dabei vor allem die rechtliche Unsicherheit sowie traumatische Erfahrungen. Auf studentischer Seite wünschen sich die Projektverantwortlichen BewohnerInnen, die ihre Arbeit bei Condrops ernst nehmen und auch in ihrer Freizeit Verantwortung für die geflüchteten Bewohner übernehmen. Wichtig sei Verständnis dafür, „dass wir angewiesen sind auf Zusammenarbeit und Kooperation und Eigeneinsatz“. Dies sei nicht bei allen StudentInnen gegeben.

Auch wenn von den Trägern beider Projekte betont wird, dass eine „konzeptgerecht[e]“ Belegung Voraussetzung für deren Funktionieren sei, scheint diese in der Praxis nicht immer möglich zu sein. Die Vergabe der Zimmer hänge einerseits von der Vermittlung der Behörden ab, andererseits von finanziellen Zugzwängen. Beispielsweise mussten die Zimmer für StudentInnen im Projekt Kistlerhofstraße schnell belegt werden, um die Mieteinnahmen zu sichern.

In Summe werden die Zuschreibungen von „guten“ und „schlechten“ MitbewohnerInnen weitgehend unabhängig vom Status der BewohnerInnen als Geflüchtete oder Studierende vorgenommen. Die genannten Kategorien hängen einerseits mit dem Engagement der BewohnerInnen zusammen (vgl. Abschnitt 6.2.3), andererseits mit als störend empfundenem Verhalten. Dabei spiegeln sich insbesondere von Seiten der Studierenden und Mitarbeitenden die einleitend beschriebenen, romantisierenden Erwartungen an die Projekte wieder. Nicht alle BewohnerInnen werden diesen Erwartungen eines „bunten Gemeinschaftslebens“ (Wolfram 2016) gerecht. Hinzu kommen Konflikte und Dynamiken, die sich aus dem Zusammenleben heraus ergeben. Diese werden im anschließenden Abschnitt untersucht.

6.4 Dynamiken des Intergruppenkontakts

Wie in Abschnitt 4.2.2 dargestellt, können Differenzen als Ausgangspunkt für Neuaushandlungen und Annäherungsprozesse betrachtet werden. Unterschiede wurden in den Interviews verschieden konnotiert. Erzählungen reichen von der Präferenz und Ablehnung bestimmter Gruppen, über einen positiven kulturellen Austausch bis hin zu als belastend erlebten interkulturellen Konflikten. Im Folgenden beschreibe ich in Abschnitt 6.4.1 zunächst Konflikte und Unsicherheiten, die im Zusammenleben junger Menschen unterschiedlicher Hintergründe entstehen und daraus resultierende Anpassungsprozesse. Als wesentlicher Aspekt im Projekt

HAWI wurde vielfach die Beziehung zwischen (weiblichen) Studentinnen und (männlichen) Geflüchteten genannt. Dieser wird daher in Abschnitt 6.4.2 gesondert dargestellt.

6.4.1 Konflikte und Annäherungen

In den Wohnprojekten bestätigte sich die Annahme, dass engere Beziehungen häufig zu Personen gleicher Herkunft bestehen (vgl. Abschnitt 4.2.1). Der interkulturelle Kontakt wird von mehreren Interviewten als zusätzlicher Aufwand beschrieben, während der Kontakt innerhalb der Herkunftsgruppe als einfacher empfunden wird.

„Wenn ich mag mit ihm zu kochen, dann ist es einfacher für mich, weil er weiß meine Kultur, meine Sprache. So ist es einfacher. Aber mit anderen Leuten, das klingt ein bisschen schwerer. Deswegen sie wollen sich mit selbe Leute und wir fühlen uns wohl mit unsere Leute. Deswegen. [...] Und ich bin der Mensch, der will nicht mit jeder Person sprechen, weil du magst ‚dein Typ, dein Typ‘ mit zu sprechen“ (Bewohner im Projekt HAWI).

Der Interviewte verweist damit auf das Phänomen der Resegregation (Hewstone 2015: 432; vgl. Abschnitt 4.3). Trotz desegregierter Umgebungen werden oftmals FreundInnen derselben Herkunft bevorzugt. Wie die Darstellungen aus der egozentrierten Netzwerkanalyse zeigten, gilt dies bei vielen InterviewpartnerInnen für engere Kontakte, während im weiteren Bekanntenkreis Menschen unterschiedlicher Herkunft verortet wurden. Wie im vorangegangenen Zitat beschrieben, scheint innerhalb kultureller Gruppen Kommunikation in „automatic pilot“ (Gudykunst 1995: 12) möglich zu sein, was alltägliche Abläufe vereinfacht. Nach Gudykunst (ebd.: 10) entstehen Angst und Unsicherheit nur dann, wenn das Gegenüber als fremd wahrgenommen wird und daher als unberechenbar. Neben der Berechenbarkeit betrachtet Gudykunst allerdings auch den Reiz des Neuen als grundlegendes Bedürfnis:

„We need both, predictability and novelty to maintain our relationships. Predictability is necessary to know how to expect other people to behave, but novelty is needed to keep our relationships interesting“ (ebd.: 12).

Für viele BewohnerInnen bilden gerade kulturelle Differenzen den Ausgangspunkt für Interaktion. Diese würden im alltäglichen Kontakt häufig thematisiert.

„[...] dann geht’s viel um Deutschland und Österreich, oder um Afghanistan. Genau, um irgendwelche Filme, um Lieder. Jetzt in letzter Zeit auch öfters, schon auch viel über so gesellschaftliche Themen, wie ist die Situation im Iran zum Beispiel oder in Afghanistan. Viel auch schon so um, wie ist es mit Frauen und Männern in Afghanistan, im Iran, wie ist es hier. Oder wie ist Familie hier, wie ist die Bedeutung von Familie dort“ (Bewohnerin im Projekt HAWI).

Dabei kommen auch zunächst unvereinbare Unterschiede zur Sprache. Ein studentischer Bewohner des Projekts Kistlerhofstraße erzählt beispielsweise von einer Situation, in der ein geflüchteter Mitbewohner seine Freundin bei einem gemeinsamen Essen in seinen Augen sehr „machomäßig“ behandelte:

„Und dann sag ich halt, das muss doch nicht sein, das ist mir eigentlich unangenehm, wenn du das machst und so. Und dann sagt er halt einfach nein [...]. Und ich kann das halt überhaupt nicht verstehen, ist ja klar. Und dann sag ich halt, hey ich weiß bei euch ist das ganz

anders, aber das geht halt hier nicht, auch wenn du eine arabische Freundin hast, das geht halt trotzdem hier nicht.“

Unterschiede gehen, wie hier beschrieben, mit einem gewissen Grad an Verunsicherung einher. Die eigenen Maßstäbe werden im interkulturellen Kontakt in Frage gestellt. Entscheidend ist dabei nach Gudykunst (1995: 24f.) unter anderem die Fähigkeit, mit Ambivalenzen umzugehen. Auch für die Bewohner der Projekte spielt Ambiguitätstoleranz eine wichtige Rolle, um mit vorhandenen Widersprüchen zurechtzukommen.

„[...] man kann sich über ganz viele Sachen ganz entspannt unterhalten und trotzdem nicht einer Meinung sein. Also zum Beispiel was man als frommer Mensch tun soll oder nicht tun soll und alles Mögliche. Da wird man bei einigen Leuten nie wirklich zusammenfinden, aber dass man einen gewissen Respekt herstellt für die Situation des Anderen“ (Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße).

Eine andere Bewohnerin berichtet, dass die Mehrdeutigkeiten für sie nicht immer leicht auszuhalten sind. Sie ist beispielsweise von der bildlichen Ausdruckart einiger Mitbewohner irritiert: „[...] teilweise in den Gesprächen kommen Riesenbilder und ich versteh immer am Anfang gar nicht, dass das eine Metapher ist“. Im Gesprächsverlauf gelinge es manchmal „zu einem konstruktiven Ende“ zu kommen.

„Und manchmal ist es dann aber irgendwie sehr wild und entweder sage ich dann ok, breche das irgendwie dann so ab und sage dann, ich versteh dich nicht oder ich muss jetzt lernen.“

Diese Beschreibung lässt sich unmittelbar auf die AUM-Theory (Gudykunst 1995) übertragen. Die Studentin ist von der Ausdruckweise, die sie nicht entschlüsseln kann, zunächst verunsichert. Im weiteren Verlauf des Gesprächs gelingt es entweder, diese Verunsicherung durch weitere Informationen aufzulösen oder das Gespräch wird abgebrochen, um der Situation zu entgehen.

„When we do not have confidence in our ability to predict strangers' behavior, we may choose to end the interaction as soon as possible or we may try to gather the information we need to bring our uncertainty below our maximum thresholds“ (Gudykunst 1995: 11).

Durch den Austausch von Informationen kann das Verhalten aufeinander abgestimmt werden (ebd.: 37). Als Folge nehmen Angst und Unsicherheit mit zunehmendem Bekanntheitsgrad ab (ebd.). Differenzen sind also nicht statisch, sondern im Kontakt entwickeln sich gemeinsame Normen, die das Verhalten vorhersehbarer machen. Diesen Prozess beschreiben Reinders et al. (2005: 141) mit dem Begriff der Ko-Kulturation (vgl. Abschnitt 4.2.2). Ein Annäherungsprozess wurde auch von mehreren studentischen Interviewten beobachtet:

„[...] aber je länger man jetzt hier wohnt und umso länger man hier Leute kennenlernt, desto mehr Kontakt entsteht auch, also mit den Jungs. Und das ist schon, also so, jetzt nach einem Jahr, kennt man fast jeden und der Umgang ist, glaube ich, auch für die Jungs viel selbstverständlicher geworden. Und grad auch mit den Leuten, wo man jetzt mal was unternommen hat oder mal zusammen gelernt hat“ (Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße).

Diesen Annäherungsprozess beschreiben auch drei geflüchtete Interviewpartner aus dem Projekt HAWI. Erst die Opportunitätsstrukturen ermöglichen das Kennenlernen und dann auch eine gegenseitige Anpassung (vgl. Abschnitt 4.2.2):

„Ich kann mit Männern gut reden, weil ich bin immer mit Männern gewesen. In meinem Land und hier auch. Ich sage ich bin ein bisschen schüchtern. Jetzt ich bin in Schule ich kann mit türkische oder syrische oder omanische Leute Spaß machen viele. Jetzt, weil ich habe schon gelernt jetzt. Irgendwann ich kann auch mit einer Frau reden. Wenn du viel reden, das ist für dich einfach. Frau ist ein Mensch und du bist auch ein Mensch. Das geht, warum Unterschied“ (Bewohner im Projekt HAWI).

Wie der Interviewte im vorausgehenden Interviewausschnitt sagt, lernt er in der Schule vor allem andere Männer mit Migrationshintergrund kennen und daher fällt es ihm inzwischen leichter, auch mit Migranten anderer Herkunft umzugehen. Für den Kontakt zu Frauen und Einheimischen hingegen gab es bisher weniger Gelegenheiten. Daher bestehen weiterhin Unsicherheiten bezüglich des Kontakts zu ÖsterreicherInnen oder Deutschen. Mit der Kontakthypothese ist davon auszugehen, dass mögliche Barrieren durch positiven Kontakt abgebaut werden können. Wichtig ist außerdem, dass Kultur nicht nur Voraussetzung für Kommunikation, sondern auch ein Produkt aus dieser ist (Moosmüller und Möller-Kiero 2014: 16; vgl. Abschnitt 4.2.2). Durch den Kontakt können deshalb neue Gemeinsamkeiten im Sinne einer Ko-Kulturation (Reinders et al. 2005) entstehen, die dann wiederum den Kontakt erleichtern. Der interkulturelle Kontakt ist daher immer auch ein Lern- und Annäherungsprozess.

Wie bereits aus dem letzten Interviewausschnitt hervorgeht, bestehen innerhalb des Projektes HAWI größere Unsicherheiten bezüglich des Umgangs zwischen Männern und Frauen. Dies gilt nicht nur für die männlichen Geflüchteten, sondern auch für die weiblichen Studentinnen. Dieser Aspekt des Zusammenlebens wird daher im folgenden Abschnitt ausgeführt.

6.4.2 Zwischengeschlechtliche Kontakte

Zu größeren Missverständnissen kommt es im Wohnprojekt HAWI hinsichtlich der Beziehungen zwischen weiblichen und männlichen BewohnerInnen. In den ersten Monaten nach der Projekteröffnung gab es mehrere Situationen, in denen sich minderjährige Geflüchtete unglücklich verliebten oder sich gegenüber Studentinnen aus deren Perspektive sehr aufdringlich verhielten. Die offene und interessierte Herangehensweise der Studentinnen wurde scheinbar von einigen Geflüchteten fehlinterpretiert. Dieses Thema wurde von allen interviewten Studentinnen angesprochen und wird als sehr unangenehm empfunden. Denn zu einem „Ort, an dem sich alle irgendwie zu Hause fühlen sollen“ gehöre auch „dass es einem nicht unangenehm ist, wenn man in der Küche steht und irgendwie Burschen vorbeigehen und sagen hey, you're beautiful“.

„[...] also einfach so dieses Gefühl, dass man nicht als Mensch wahrgenommen wird, sondern in erster Linie als Mädchen. Und das, auch wenn die Person dich nicht kennt und du dann gleich sonst was für Komplimente bekommst und du weißt, der macht dich an, aber nur weil du ein Mädchen bist und nicht weil ihr euch irgendwie gut kennt oder weil er irgendwie deinen Charakter mag und das ist halt für so zu Hause sein einfach nervig [...]. Weil bis jetzt in meinem Umfeld war's immer ziemlich egal und wenn irgendwas Romantisches entsteht oder so, dann meist, weil die Personen sich besser kennenlernen und Freunde sind und dann sich verlieben oder keine Ahnung. Und das ist, glaube ich, hier bei vielen Jungs denken sie, das läuft anders“ (Bewohnerin im Projekt HAWI).

Eine weitere Bewohnerin schreibt das oftmals „abweisungsresistent[e]“ Verhalten nicht der Kultur, sondern dem Kontext zu. Die jungen Männer seien weit weg von ihren engen Bezugspersonen auf sich selbst gestellt. „Und dann, denke ich, hätten manche einfach gerne so ein bisschen, ja, Liebe halt, wie das alle Menschen auch wollen“.

Die Studentinnen gehen mit den Erfahrungen unterschiedlich um. Jede der Interviewpartnerinnen berichtet jedoch, sich als Konsequenz ein Stück weit zurückzuziehen, um weitere unangenehme Situationen zu vermeiden.

„[...] das war am Anfang so, dass mit allen freundlich und mit allen plaudern und es ist zwar immer noch so, aber nicht mehr so intensiv. Weil ich schon gemerkt habe, ich muss schon ein bisschen aufpassen. Weil sie halt vielleicht so andere Vorstellungen haben, was Mädchen und Jungs betrifft. Also kaum redet man mal mehr mit einem, dann regt er halt schon irgendwelche Hoffnungen“ (Bewohnerin im Projekt HAWI).

Dieser Rückzug kann als eine Verhaltensanpassung betrachtet werden (vgl. Gudykunst 1995: 27f.). Die jungen Frauen sind sich darüber bewusst, dass sie mit ihrem alltäglichen Verhalten in interkulturellen Situationen unbeabsichtigte Signale senden und beginnen, bewusster zu kommunizieren (ebd.: 16). Bewusste Kommunikation ist nach Gudykunst unter anderem dadurch gekennzeichnet, dass Kategorien weiter verfeinert werden und mehr personenbezogene Informationen gesammelt werden, um das Verhalten des Gegenübers einzuschätzen (ebd.). Dies wird zum Beispiel bei einer studentischen Bewohnerin deutlich, die personen- und nicht gruppenbezogen differenziert:

„[...] dass man natürlich mit den Jungs, wo man weiß, die fangen immer an mit den Komplimenten und so und auch obwohl sie dich nicht kennen, dass man mit den zum Beispiel nicht so lange redet oder nicht so viel rumspaßt, ja nicht so viele Witze macht und dann nicht so viel Augenkontakt hält oder ja irgendwie sowas.“

Die Anpassung des eigenen Verhaltens bedeutet für die jungen Frauen einen Wissenskonflikt. Einerseits besteht der Wunsch, möglichst offen auf die geflüchteten Mitbewohner zuzugehen, andererseits haben sie gerade mit dieser „naiv[en]“ Herangehensweise negative Erfahrungen gemacht.

„Und ich glaub, dass es durchaus auch echt nervig sein kann, weil du willst ja eigentlich mit allen ganz locker sein und so ganz vorurteilsfrei herangehen und die Leute wirklich kennen lernen, aber das geht natürlich schwer, wenn du dich selber so zurücknimmst, weil du denkst, oh vielleicht wird das dann wieder kompliziert und so“ (Bewohnerin im Projekt HAWI).

Ganz anders nehmen geflüchtete Interviewpartner den Kontakt zu ihren Mitbewohnerinnen wahr. Sie beschreiben sich selbst als „schüchtern“ da es ihnen schwer falle, aktiv auf diese zuzugehen.

„Das ist nicht so Unhöflichkeit. Es ist etwas über Kultur und so. Aber trotzdem wir bemühen uns zu sprechen mit den Frauen und alles und sprechen, aber es ist ein bisschen anstrengend. Sie denken anderes, wir denken anderes [...]. Vielleicht die Leute sind skeptisch übereinander“ (Bewohner im Projekt HAWI).

Den Grund sehen die jungen Männer vor allem darin, dass sie bisher wenig Kontakt zu Frauen hatten und das Zusammenleben für sie daher erstmal eine sehr ungewohnte Situation ist (vgl. Abschnitt 6.4.1).

Zusammenfassend betrachte ich den Kontakt der BewohnerInnen als einen Lern- und Annäherungsprozess, der nicht immer konfliktfrei verläuft. Unterschiedliche Erwartungen können zu Missverständnissen führen, die zwar teilweise durch das gegenseitige Kennenlernen aufgelöst werden, teilweise jedoch bereits bestehende Vorurteile und Abgrenzungen verstärken (vgl. Abschnitt 6.3.1; 6.4.1). Ein wichtiger Faktor, der von den Projektverantwortlichen zunächst unterschätzt wurde, scheint die institutionelle Unterstützung des Annäherungsprozesses zu sein (vgl. Abschnitt 6.1.2).

7 Diskussion

Gemeinsame Wohnheime für Menschen mit und ohne Fluchthintergrund bieten Möglichkeiten für Begegnungen und somit auch für die Entstehung von Beziehungen. Der enge Kontakt des Zusammenlebens kann einerseits im Sinne der Kontakthypothese interethnische Beziehungen ermöglichen und fördern. Andererseits kann er eine Überforderung darstellen, die zu Barrieren bis hin zum Abbruch oder zur Vermeidung von Beziehungen führen kann (vgl. Abschnitt 4.3). Wichtige Faktoren für die Entwicklung von Intergruppenbeziehungen innerhalb der Wohnheime sind zum einen die räumlichen Gegebenheiten und zum anderen die institutionelle Unterstützung des Kontaktes. Auch wenn einzelne BewohnerInnen eigenständig positive Intergruppenbeziehungen entwickeln, ist in den untersuchten Projekten viel Initiative der Projektverantwortlichen notwendig, um langfristig Intergruppenkontakte zu etablieren.

Das Zusammenleben funktioniert nicht „wie von selbst“ (Wolfram 2016), sondern verlangt Motivation und Engagement von allen Beteiligten. Bestehende Unsicherheiten und Ängste im Intergruppenkontakt schließen eine Alltagsbewältigung in „automatic pilot“ (Gudykunst 1995: 12) aus (vgl. Abschnitt 6.4). Trotz dieses erhöhten Aufwands zeigte der Großteil der interviewten BewohnerInnen großes Interesse an Intergruppenkontakten. Diese finden in der Regel auf eher alltägliche und beiläufige Art und Weise statt, bei zufälligen Begegnungen und sich daraus entwickelnden gemeinsamen Aktivitäten. Der offizielle Rahmen für die Organisation von Veranstaltungen und Aktivitäten innerhalb der Wohnprojekte wird weniger genutzt. Bisher fällt es beispielsweise in beiden Projekten schwer, dauerhafte partizipative Strukturen in Form einer Hausversammlung zu etablieren (vgl. Abschnitt 6.2.3). Wie in den Abschnitten 6.1.1 und 6.2.3 dargestellt, haben andere Lebensbereiche, wie zum Beispiel Schule, Ausbildung oder Studium, oftmals eine höhere Priorität. Insbesondere, wenn diese bereits sehr viele Ressourcen in Anspruch nehmen, besteht wenig Bereitschaft, darüber hinaus in den Wohnheimen Verantwortung zu übernehmen. Hinzu kommt, dass Wohnheime Übergangsorte sind, wo sowohl einheimische als auch geflüchtete BewohnerInnen nur wenige Monate oder Jahre leben. Bei den geflüchteten Bewohnern ist die Bleibeperspektive oftmals völlig unvorhersehbar. Viel Zeit und Energie in die Wohnheime zu investieren, könnte daher aus der Perspektive von BewohnerInnen nicht lohnenswert sein. Dies sind mögliche Gründe dafür, dass bei meinen InterviewpartnerInnen weniger die Weiterentwicklung der Wohnprojekte im Vordergrund stand, sondern mehr die individuellen Beziehungen innerhalb der Projekte. Das Ziel eines projektübergreifenden sozialen Miteinanders ist daher grundsätzlich zu hinterfragen. Vielmehr bilden sich alltägliche und freundschaftliche Beziehungen zwischen einzelnen BewohnerInnen heraus. Um dies zu ermöglichen sind die Projektverantwortlichen gefordert, Begegnungsräume zu schaffen.

Hierbei spielen insbesondere die strukturellen Rahmenbedingungen eine wichtige Rolle. Diese geben die Kontaktopportunitäten vor und sind ausschlaggebend dafür, wie und wo BewohnerInnen miteinander in Berührung kommen (vgl. Abschnitt 4.2.2; 4.2.3; 6.1.1; 6.1.2). Die getrennten Wohnbereiche im Projekt Kistlerhofstraße

erfordern für Intergruppenbeziehungen einen zusätzlichen Aufwand, während diese im Projekt HAWI durch die gemeinsame Nutzung von Küchen und Gemeinschaftsräumen beiläufig entstehen können. Im Vergleich der beiden Projekte bestätigt sich daher die Annahme von Farwick (2007: 158f.) und Hanhörster und Mölder (2000: 398; vgl. Abschnitt 4.2.3), dass vor allem die kleinräumigen Gelegenheitsstrukturen ausschlaggebend für den Kontakt sind. Darüber hinaus spielt die individuelle Motivation eine wichtige Rolle. Entgegen der vorgegebenen räumlichen Trennung ergeben sich im Projekt Kistlerhofstraße engere Beziehungen zwischen BewohnerInnen mit und ohne Fluchthintergrund. Hier werden Orte wie die Pforte zu Treffpunkten umfunktioniert, die den Kontakt ermöglichen. Hingegen gibt es auch im Projekt HAWI BewohnerInnen, die trotz gemeinsamer Räume keinen Kontakt zu MitbewohnerInnen haben.

In beiden Wohnprojekten kommt es zu Konflikten. Dabei können allgemeine Problematiken des Zusammenlebens, wie Ordnung und Lautstärke, nicht klar von interkulturellen Problematiken getrennt werden (vgl. Abschnitt 6.3.1). Hier besteht die Gefahr der Bekräftigung von Vorurteilen und von Gruppengrenzen. Von Seiten der Projektverantwortlichen sind daher, wie in Abschnitt 6.1.2 beschrieben, Ressourcen für die Bearbeitung von möglichen Konflikten einzuplanen und bereitzustellen.

Die räumliche Nähe im Projekt HAWI stellte sich als ein Verstärker potentieller Konflikte heraus. Insbesondere Missverständnisse und Unsicherheiten bezüglich der Beziehung zwischen geflüchteten jungen Männern und Studentinnen wurden thematisiert. Diese Unsicherheit führt teilweise zur Vermeidung des Kontakts. Dass dieses Thema im Projekt Kistlerhofstraße kaum angesprochen wurde, könnte daran liegen, dass der Kontakt durch die getrennten Wohnbereiche leicht umgangen werden kann. Auch die situationsbedingten Belastungen der geflüchteten BewohnerInnen im Projekt HAWI überfordern einige studentische BewohnerInnen und führen zu einem Rückzug (vgl. Abschnitt 6.1.3). Im Projekt Kistlerhofstraße hingegen sind die Vertrauenspersonen der Geflüchteten in erster Linie die BetreuerInnen, die ganztägig vor Ort sind. Die Nähe der BewohnerInnen im Projekt HAWI hat also Vor- und Nachteile. Einerseits wird ein intensiver und alltäglicher Kontakt erst ermöglicht, andererseits kann es auch schneller zu Überforderungen kommen.

Neben der Trennung der Wohnbereiche ist auch die Anstellung der studentischen BewohnerInnen als MitarbeiterInnen im Projekt Kistlerhofstraße ambivalent zu sehen. Auf der einen Seite wurde immer wieder das daraus entstehende Hierarchieverhältnis erwähnt, welches den freundschaftlichen Kontakt als MitbewohnerInnen erschwert (vgl. Abschnitt 6.1.2; 6.3.1). Auf der anderen Seite kompensiert die Anstellung als alternative Gelegenheitsstruktur zum Teil die fehlenden Gemeinschaftsflächen und ermöglicht erst die Entstehung von Beziehungen (vgl. Abschnitt 6.1.2).

Eine wichtige Rolle zur Überbrückung von Barrieren spielen zu den konzeptionell vorgegebenen Kategorien *Geflüchtete* und *Studierende* quer liegende Kategorien (vgl. Hewstone 2004: 13). Innerhalb beider Projekte bildeten sich Gruppen heraus, die

durch gemeinsame Aktivitäten wie dem Fußball-, Playstation-, Basketball oder Tischtennispielen verbunden sind (vgl. Abschnitt 4.2.2; 6.2.2). Ein wichtiger Aspekt ist daher die Bereitstellung von Freizeitmöglichkeiten, die direkt am Wohnort und ohne größeren Aufwand von allen BewohnerInnen gleichermaßen genutzt werden können. In den Interviews bestätigte sich die Annahme, dass nicht nur Begegnungsorte, sondern auch Begegnungsgründe wesentlich für den Aufbau von Beziehungen sind. Die strukturellen Gegebenheiten bilden im Idealfall den Ausgangspunkt für gemeinsame Aktivitäten (vgl. Allport: 1971: 281; Petermann und Schönwälder 2014: 516; Hanhörster und Mölder 2000: 399f.).

Die in Kapitel 2 formulierte Ausgangsfrage, ob integrative Wohnformen die Integration von Geflüchteten ermöglichen oder fördern können, kann im Rahmen dieser Arbeit nicht verallgemeinernd beantwortet werden. Wird Integration, wie in Abschnitt 4.1 definiert, als Erwerb von Kapital verstanden, kann die Opportunität von Beziehungen zu Einheimischen innerhalb der untersuchten Wohnprojekte als ein Startpunkt der Integration betrachtet werden. Werden Intergruppenbeziehungen eingegangen, besteht über das darin enthaltende soziale Kapital Zugang zu kulturellem Kapital und zu Informationen, die zum Beispiel bei der Wohnungs-, Ausbildungs-, oder Arbeitssuche hilfreich sein können. Darüber hinaus erleichtert der Kontakt zu Einheimischen das Erlernen der Sprache und darüber den Zugang zu Bildung und Arbeit (vgl. Esser 2001: 67). Diese Chance wird von den geflüchteten BewohnerInnen als solche wahrgenommen (vgl. Abschnitt 6.2.1). Sowohl Bibouche und Held (2009: 18) als auch Esser (2001: 74) betonen allerdings die Zeitdimension von Integration. Die Akkumulation von Kapital erstreckt sich in der Regel über mehrere Generationen (ebd.; vgl. Abschnitt 4.1). Vor allem kurzfristige Erwartungen an die Projekte müssen deshalb vorsichtig formuliert werden. Ein sicherer Aufenthaltstitel ist dabei meiner Meinung nach eine Grundvoraussetzung für alle weiteren Schritte (vgl. Abschnitt 6.1.3). Bisher haben jedoch viele geflüchtete Bewohner im Projekt Kistlerhofstraße und alle geflüchteten BewohnerInnen im Projekt HAWI keine sichere Bleibeperspektive. Die rechtliche Sicherheit scheint auch für viele Geflüchtete eine Voraussetzung zu sein, um überhaupt offen für den Kontakt zu den studentischen MitbewohnerInnen zu sein. Besteht jederzeit die Gefahr, in das Herkunftsland abgeschoben zu werden, ist es nachvollziehbar, wenn keine engeren Beziehungen zu Deutschen oder ÖsterreicherInnen eingegangen werden (vgl. Abschnitt 6.1.3). Aus meiner Perspektive wäre es daher sinnvoll, Geflüchtete mit einem gesicherten Aufenthalt in integrative Projekte aufzunehmen. Problematisch sind diesbezüglich vor allem die Dauer und Unvorhersehbarkeit von Asylverfahren und die engen bürokratischen Vorgaben, innerhalb derer sich die Projekte bewegen (vgl. Abschnitt 3.1; 3.2.3).

Insbesondere im Projekt Kistlerhofstraße ist die Zielgruppe der jungen Geflüchteten klar definiert. Dieser Ansatz ist meines Erachtens zu überdenken. Zum einen lassen sich, wie in Abschnitt 6.3.1 dargestellt, die Kategorien Geflüchtete und Studierende nicht klar voneinander abgrenzen. Zum anderen findet, wie in den Abschnitten 6.3.1 und 6.4 beschrieben, innerhalb der Projekte ein beidseitiger Lern- und Annäherungsprozess statt. Die BewohnerInnen lernen sich gegenseitig als Individuen kennen und bekommen einen Einblick in ihre jeweilige Lebenslage.

Innerhalb der Projekte wird auf diese Weise gelebt, was in der Gesellschaft als Ganzes notwendig ist: Menschen unterschiedlicher Hintergründe leben zusammen, lernen ihre jeweilige Situation kennen und miteinander zurechtzukommen. In diesem Sinne ist die Zielgruppe der Geflüchteten zu kurz gegriffen. Vielmehr nehmen hier Geflüchtete *und* Studierende als junge Menschen gleichermaßen Kompetenzen mit, die für das gesellschaftliche Miteinander von Bedeutung sind. Weiterführend ist deshalb die Frage interessant, inwiefern Projekte wie das HAWI und die Kistlerhofstraße einen gesamtgesellschaftlichen Nutzen erbringen. Diese Frage verweist auf den Aspekt der Systemintegration, der in dieser Arbeit ausgeklammert wurde (vgl. Abschnitt 4.1). Diesen Ansatz verfolgt Cantle (2008; 2012) in seinem Paradigma des Interkulturalismus, der als Grundlage für weiterführende Untersuchungen herangezogen werden könnte.

Literaturverzeichnis

- Allport, Gordon W. (1954): The nature of prejudice. Reading, Massachusetts: Addison-Wesley.
- Allport, Gordon W. (1971): Die Natur des Vorurteils. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Asylkoordination Österreich (2017): UMF. Online verfügbar unter <http://www.asyl.at/de/themen/umf/betreuungsbildungsfuerumf/>, zuletzt geprüft am 15.05.2017.
- Berry, John W. (2006a): Contexts of acculturation. In: Sam, David L.; Berry, John W. (Hg.): The Cambridge handbook of acculturation psychology. Cambridge: Cambridge University Press, S. 27–42.
- Berry, John W. (2006b): Stress perspectives on acculturation. In: Sam, David L.; Berry, John W. (Hg.): The Cambridge handbook of acculturation psychology. Cambridge: Cambridge University Press, S. 43–57.
- Berry, John W.; Poortinga, Ype H.; Segall, Marshall H.; Dasen, Pierre R. (2008): Cross-cultural psychology. Research and applications. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bibouche, Seddik; Held, Josef (2009): Reflexion über grundlegende Probleme der Integration. In: Sauer, Karin E.; Held, Josef (Hg.): Wege der Integration in heterogenen Gesellschaften. Vergleichende Studien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 13–22.
- Boketta, Ruth; Sachser, Sabine (2012): Bildung für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. In: *Sozial Extra* 36 (9-10), S. 6–11. DOI: 10.1007/s12054-012-1003-9.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Otto Schwartz & Co., S. 183–198.
- Brewer, Marilynn B.; Gaertner, Samuel L. (2001): Toward Reduction of Prejudice: Intergroup Contact and Social Categorization. In: Brown, Rupert; Gaertner, Samuel L. (Hg.): Blackwell Handbook of Social Psychology: Intergroup Processes. Malden, Massachusetts: Blackwell, S. 451–474.
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2016): Das Bundesamt in Zahlen 2015. Asyl, Migration und Integration. Online verfügbar unter: https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Broschueren/bundesamt-in-zahlen-2015.pdf?__blob=publicationFile, zuletzt geprüft am 15.05.2017.
- Cantle, Ted (2008): Community cohesion. A new framework for race and diversity. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Cantle, Ted (2012): Interculturalism. The new era of cohesion and diversity. Basingstoke, Hampshire, New York: Palgrave Macmillan.
- Condrobs (2017): Integrationsprojekt Kistlerhofstraße. Online verfügbar unter <https://www.condrobs.de/einrichtungen/integrationsprojekt-kistlerhofstrasse>, zuletzt geprüft am 03.05.2017.
- Diekmann, Andreas (2014): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Esser, Hartmut (1990): Interethnische Freundschaften. In: Esser, Hartmut; Friedrichs, Jürgen (Hg.): Generation und Identität. Theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 185–206.
- Esser, Hartmut (2000): Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 4: Opportunitäten und Restriktionen. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Esser, Hartmut (2001): Integration und ethnische Schichtung. Arbeitspapiere - Mannheimer Zentrums für Europäische Sozialforschung; Arbeitspapier Nr. 40.
- Esser, Hartmut (2004): Welche Alternativen zur ›Assimilation‹ gibt es eigentlich? In: Bade, Klaus J.; Bommers, Michael (Hg.): Migration – Integration – Bildung. Grundfragen und Problembereiche. IMIS-Beiträge 23, S. 41–60.

- Esser, Hartmut (2006): Migration, Sprache und Integration. AKI-Forschungsbilanz 4.
- Esser, Hartmut (2008): The two meanings of social capital. In: Castiglione, Dario; van Deth, Jan W.; Wolleb, Guglielmo (Hg.): The handbook of social capital. Oxford: Oxford University Press, S. 22–49.
- Esser, Hartmut (2009): Pluralisierung oder Assimilation? Effekte der multiplen Inklusion auf die Integration von Migranten. In: *Zeitschrift für Soziologie* 38 (5), S. 358–378.
- Farwick, Andreas (2007): Ethnische Segregation und die Herausbildung inter-ethnischer Freundschaften. In: Meyer, Frank (Hg.): Wohnen – Arbeit – Zuwanderung. Stand und Perspektiven der Segregationsforschung. Berlin: Lit, S. 147–164.
- Farwick, Andreas (2009): Segregation und Eingliederung. Zum Einfluss der räumlichen Konzentration von Zuwanderern auf den Eingliederungsprozess. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fassmann, Heinz (2007): Integration und Segregation: eine Erläuterung. In: Meyer, Frank (Hg.): Wohnen – Arbeit – Zuwanderung. Stand und Perspektiven der Segregationsforschung. Berlin: Lit, S. 1–16.
- Feld, Scott L. (1981): The Focused Organization of Social Ties. In: *American Journal of Sociology* 86 (5), S. 1015–1035.
- Fronek, Heinz (2009): Bildung und Integration von jungen Asylsuchenden in Österreich. In: Bohmeyer, Axel; Krappmann, Lothar; Kurzke-Maasmeier, Stefan; Lob-Hüdepohl, Andreas (Hg.): Bildung für junge Flüchtlinge – ein Menschenrecht. Erfahrungen, Grundlagen und Perspektiven. Bielefeld: W. Bertelsmann, S. 203–210.
- Geisen, Thomas (2009): Migration und Ethnizität. Zur Ambivalenz kultureller Grenzen. In: Sauer, Karin E.; Held, Josef (Hg.): Wege der Integration in heterogenen Gesellschaften. Vergleichende Studien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Granovetter, Mark S. (1973): The Strength of Weak Ties. In: *American Journal of Sociology* 78 (6), S. 1360–1380.
- Gravelmann, Reinhold (2016): Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in der Kinder- und Jugendhilfe. Orientierung für die praktische Arbeit. München: Ernst Reinhardt.
- Gudykunst, William B. (1995): Anxiety/Uncertainty Management (AUM) Theory. Current Status. In: Wiseman, Richard L. (Hg.): Intercultural communication theory. Thousand Oaks, California: Sage Publications, S. 8–58.
- Gudykunst, William B.; Nishida, Tsukasa (2001): Anxiety, uncertainty, and perceived effectiveness of communication across relationships and cultures. In: *International Journal of Intercultural Relations* 25 (1), S. 55–71.
- Hanhörster, Heike; Mölder, Margit (2000): Konflikt- und Integrationsräume im Wohnbereich. In: Heitmeyer, Wilhelm; Anhut, Reimund (Hg.): Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen. Weinheim, München: Juventa, S. 347–400.
- Hans Sauer Stiftung (2017): Home not Shelter! Gemeinsam wohnen statt getrennt leben. Neue Wohnlösungen für Studierende und Flüchtlinge. Online verfügbar unter <http://www.hanssauerstiftung.de/foerderung/home-not-shelters/>, zuletzt geprüft am 25.04.2017.
- Haug, Sonja (2007): Soziales Kapital als Ressource im Kontext von Migration und Integration. In: Lüdicke, Jörg; Diwald, Martin (Hg.): Soziale Netzwerke und Soziale Ungleichheit. Zur Rolle von Sozialkapital in modernen Gesellschaften. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 85–112.
- Hewstone, Miles (2004): Neuere Forschungen über Intergruppenkonflikte. Konsequenzen für den Umgang mit Migration und Integration. Berlin: WZB Discussion Papers 2004-601.
- Hewstone, Miles (2015): Consequences of Diversity for Social Cohesion and Prejudice: The Missing Dimension of Intergroup Contact. In: *Journal of Social Issues* 71 (2), S. 417–438. DOI: 10.1111/josi.12120.

- Hoffnungsträger Stiftung (2017): Integration bis unters Dach. Online verfügbar unter <https://hoffnungstraeger.de/hoffnungshaus/>, zuletzt geprüft am 25.04.2017.
- Hollstein, Bettina (2006): Qualitative Methoden und Netzwerkanalyse – ein Widerspruch? In: Hollstein, Bettina; Straus, Florian (Hg.): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 11–36.
- Lazarsfeld, Paul F.; Merton, Robert K. (1954): Friendship as Social Process: A Substantive and Methodological Analysis. In: Berger, Morroe; Abel, Theodore; Page, Charles H. (Hg.): Freedom and Control in Modern Society. Toronto: Van Nostrand, S. 18–66.
- Löffler, Berthold (2011): Integration in Deutschland. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Luft, Stefan (2009): Staat und Migration. Zur Steuerbarkeit von Zuwanderung und Integration. Frankfurt am Main: Campus.
- Mayring, Philipp (2003): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim, Basel: Beltz.
- Mayring, Philipp (2016): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim, Basel: Beltz.
- McPherson, Miller; Smith-Lovin, Lynn; Cook, James M. (2001): Birds of a Feather: Homophily in Social Networks. In: *Annual Review of Sociology* 27 (1), S. 415–444. DOI: 10.1146/annurev.soc.27.1.415.
- Meißner, Andreas (2003): Zur besonderen Situation unbegleiteter minderjähriger Flüchtlinge. In: von Balluseck, Hilde (Hg.): Minderjährige Flüchtlinge. Sozialisationsbedingungen, Akkulturationsstrategien und Unterstützungssysteme. Opladen: Leske + Budrich, S. 144–147.
- Moosmüller, Alois (2009): Kulturelle Differenz. Diskurse und Kontexte. In: Moosmüller, Alois (Hg.): Konzepte kultureller Differenz. Münster, New York: Waxmann, S. 13–45.
- Moosmüller, Alois; Möller-Kiero, Jana (2014): Interkulturalität und kulturelle Diversität: Einführung. In: Moosmüller, Alois (Hg.): Interkulturalität und kulturelle Diversität. Münster, New York: Waxmann, S. 9–28.
- Nick, Peter (2010): Die Herausforderungen kultureller Differenzen annehmen. Interkulturelle Sensibilisierung und interkulturelle Kompetenzen der Zielgesellschaft. In: Koch, Eckart; Speiser, Sabine (Hg.): Internationale Migration. Chancen und interkulturelle Herausforderungen. München, Mering: Hampp, S. 23–42.
- Parusel, Bernd (2009): Unbegleitete minderjährige Migranten in Deutschland – Aufnahme, Rückkehr und Integration. Working Paper 26 der Arbeitsgruppe des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge.
- Parusel, Bernd (2015): Unbegleitete Minderjährige auf der Flucht. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 65 (25), S. 31–38.
- Pasel, Ralf; Hagner, Alexander; Drexler, Hans; Boch, Ralph (2016): Home not Shelter! Gemeinsam leben statt getrennt wohnen. Berlin: Jovis.
- Petermann, Sören; Schönwälder, Karen (2014): Immigration and social interaction. In: *European Societies* 16 (4), S. 500–521. DOI: 10.1080/14616696.2013.865064.
- Phinney, Jean S.; Berry, John W.; Sam, David L.; Vedder, Paul (2006): Understanding Immigrant Youth: Conclusions and Implications. In: Berry, John W.; Phinney, Jean S.; Sam, David L.; Vedder, Paul (Hg.): Immigrant youth in cultural transition. Acculturation, identity, and adaptation across national contexts. Mahwah, New Jersey: Erlbaum, S. 211–234.
- Putnam, Robert D. (2000): Bowling alone. The collapse and revival of American community. New York: Simon & Schuster.
- Reinders, Heinz (2004): Entstehungskontexte interethnischer Freundschaften in der Adoleszenz. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 7 (1), S. 121–145. DOI: 10.1007/s11618-004-0009-x.

- Reinders, Heinz; Mangold, Tanja; Greb, Karina (2005): Ko-Kulturation in der Adoleszenz. Freundschaftstypen, Interethnizität und kulturelle Offenheit im Jugendalter. In: Hamburger, Franz; Badawia, Tarek; Hummrich, Merle (Hg.): Migration und Bildung. Über das Verhältnis von Anerkennung und Zumutung in der Einwanderungsgesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 139–156.
- Riegel, Christine (2009): Integration – ein Schlagwort? Zum Umgang mit einem problematischen Begriff. In: Sauer, Karin E.; Held, Josef (Hg.): Wege der Integration in heterogenen Gesellschaften. Vergleichende Studien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 23–40.
- Schlehe, Judith (2008): Formen qualitativer ethnographischer Interviews. In: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Berlin: D. Reimer, S. 119–142.
- Schnegg, Michael (2008): Die ethnologische Netzwerkanalyse. In: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Berlin: D. Reimer, S. 209–232.
- Schobin, Janosch; Leuschner, Vincenz; Flick, Sabine; Alleweldt, Erika; Heuser, Eric Anton; Brandt, Agnes (2016): Freundschaft heute. Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie. Bielefeld: transcript.
- Schulte, Axel (2011): Integration als politische Herausforderung in der Einwanderungsgesellschaft. In: Kunz, Thomas; Puhl, Ria (Hg.): Arbeitsfeld Interkulturalität. Grundlagen, Methoden und Praxisansätze der Sozialen Arbeit in der Zuwanderungsgesellschaft. Weinheim: Juventa, S. 58–73.
- Startblok Riekerhaven (2017): A Unique Housing Project. Online verfügbar unter <http://www.startblok.amsterdam/en/>, zuletzt geprüft am 25.04.2017.
- Stürmer, Stefan (2008): Die Kontakthypothese. In: Petersen, Lars-Eric; Six, Bernd (Hg.): Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung. Theorien, Befunde und Interventionen. Weinheim, Basel: Beltz, S. 283–292.
- Tajfel, Henri; Turner, John C. (1979): An Integrative Theory of Intergroup Conflict. In: Austin, William G.; Worchel, Stephen (Hg.): Psychology of intergroup relations. Monterey: Brooks/Cole, S. 33–47.
- Verbrugge, Lois M. (1977): The Structure of Adult Friendship Choices. In: *Social Forces* 56 (2), S. 576–597.
- Vertovec, Steven (2007): Super-diversity and its implications. In: *Ethnic and Racial Studies* 30 (6), S. 1024–1054.
- Weeber, Vera M.; Gögercin, Süleyman (2014): Traumatisierte minderjährige Flüchtlinge in der Jugendhilfe. Ein interkulturell- und ressourcenorientiertes Handlungsmodell. Herbolzheim: Centaurus Verlag & Media.
- Wolf, Christof (1996): Gleich und gleich gesellt sich. Individuelle und strukturelle Einflüsse auf die Entstehung von Freundschaften. Hamburg: Dr. Kova.
- Wolfram, Jürgen (2016): Wie eine große Familie. In: *Süddeutsche Zeitung online*, 16.12.16. Online verfügbar unter <http://www.sueddeutsche.de/muenchen/gemeinsame-krisenbewaeltigung-wie-eine-grosse-familie-1.3296382>, zuletzt geprüft am 25.04.2017.